

umb der eynfeltigen und
des jungen volcks willen (...)
wo es hulfflich und
fodderlich dazu were (...),
mit allen Glocken dazu
(zu) leutten und
mit allen Orgeln
(zu) pfeyffen, und alles
klingen (zu) lassen was
klingen kunde

Martin Luther

AUS DEM INHALT:

■ (Jahr der) Kirchenmusik in Baden

- Der Geist Gottes swingte über den Wassern
- Mit Kirchenliedern leben lernen
- Die Zukunft der Orgel im Gottesdienst
- Praktisches zum Jahr der Kirchenmusik
- Gott loben, das ist unser (Neben-)Amt?

■ Rezensionen



Liebe Leserin, lieber Leser!

Sonntagmorgen. Die Gemeinde hat sich versammelt. Die Glocken verklängen. Doch die Orgel ertönt nicht. Der Organist ist kurzfristig erkrankt. Eine Vertretung war so schnell nicht zu finden. Die Gemeinde singt a cappella – zum Glück sind die Lieder vertraut. Es geht – einigermaßen.

Ohne Kirchenmusik fehlt etwas. Das ist klar. Klar ist auch: Kirchenmusik ist weder schmückendes Beiwerk zur Liturgie noch allein der Mittelpunkt des Gottesdienstes. Wort und Musik dienen auf je eigene Weise denselben Zielen: vorrangig dem Lobpreis des Schöpfers und der Weitergabe der Frohbotschaft – und das eben auch in zeitgemäßer Form. Nicht nur Konfirmanden sind hier eine dauerhafte Anfrage an die Gestaltung.

Im Rahmen der Reformationsdekade hat die Evangelische Kirche in Deutschland das Jahr 2012 zum Jahr der Kirchenmusik erklärt, um den kulturellen Beitrag der Kirchenmusik herauszustreichen. Dies aufgreifend haben wir das Jahr der Kirchenmusik wie Kirchenmusik überhaupt zum Thema dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter gemacht. Dabei richten wir den Blick natürlich besonders auf unsere badischen Lande und beleuchten die Kirchenmusik aus verschiedenen Perspektiven. Es findet sich neben Grundsätzlichem zu ‚Religion und Musik‘ auch Praxisorientiertes zu Orgel und Gesangbuch sowie nützliche Ideen, die zu Vorhaben in den Gemeinden im besten Sinne anstiften können.

Als Schriftleitung laden wir Sie weiterhin ein, uns zu den ausgewählten Schwerpunktthemen der kommenden Hefte Ihre Beiträge zuzusenden, Ihre Gedanken und Ideen mit anderen zu teilen und lebendige Diskussionen anzuregen.

Für das Jahr der Kirchenmusik wünschen wir Ihnen eine von alten und neuen Melodien beschwingte Zeit!

Für das Tandem in der Schriftleitung Ihre



Hinweis auf die übernächste Ausgabe

*Die übernächste Ausgabe 5/2012
widmet sich dem Schwerpunkt
„Diakonie“.*

Bitte senden Sie Ihre Beiträge bis zum

10. April 2012

an die Schriftleitung.

*Die kommende Doppelnummer
3–4/2012 zum Thema „Miteinander
der Kirchen“ befindet sich bereits
in Vorbereitung.*

Harald Schroeter-Wittke, Professor am Institut für Evangelische Theologie der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn, umreißt in zehn Stichworten das weite Feld von Musik und Religion und lädt zu einem gedanklichen, inspirierenden Cross-Over ein.

Der Geist Gottes swingte über den Wassern Unerhörte Bestimmungen zwischen Musik und Religion¹

So könnte der 2. Vers der Bibel auch übersetzt werden. Das undeutliche Verb kann schweben, brüten, aber auch schlottern, schwingen bedeuten. Schon in und vor der Schöpfung geht es um den Swing Gottes.² Der Zusammenhang von Musik und Religion liegt daher zunächst auf der Hand: Nada brahma – Die Welt ist Klang, so hatte es Joachim-Ernst Berendt mit Hilfe indischer Weisheit zur Sprache gebracht.³ „Im Anfang war das Wort“, so beginnt das logos- und damit klangzentrierte Johannesevangelium (1,1). „Nihil est sine sono“ – Nichts ist ohne Klang, so hatte Paulus im 1. Korintherbrief (14,10) die Wahrnehmung geschärft und der große Musiktheologe Martin Luther ist ihm darin gefolgt.⁴

Musik und Religion – Nach älteren Theorien der Astrophysik begann der Kosmos mit einem Urknall, einem Big Bang, an dessen ersten rhythmischen Impuls wir nicht herankommen, dessen Nachhall aber den Welt-Raum immer noch erfüllt. An das Ur dieses Sprungs kommen wir

nie mehr zurück. Mediengeschichtlich heißt dies: „Am Anfang war der Sound“, so der Mannheimer Medienwissenschaftler Jochen Hörisch.⁵

Musik und Religion – Fragen des Anfangs, des Ur-Sprungs, Fragen nach Zeit und Ewigkeit, nach Transzendenz und Technik. „Religion gibt es kaum ohne Musik“, so der Göttinger Praktische Theologe Manfred Josuttis.⁶

Musik und Religion – Szenen einer Ehe, im Kult gestiftet und sich dennoch vielfach auseinander gelebt;⁷ ein Verhältnis, das die Kirche und ihre Musik immer schon überstiegen hat, Zusammenspiel als Kontrapunkt.⁸

Gerade deshalb ist Vorsicht geboten vor gegenseitiger Vereinnahmung. Das Unerhörte gehört zur Bedeutung von Musik⁹ ebenso wie zur Bedeutung von Religion¹⁰ und wird zum wesentlichen Vergleichspunkt.¹¹ Nirgendwo sonst wird das Unerhörte in der jüdisch-christlichen Tradition so deutlich wie bei Hiob. Nicht von ungefähr ist es ausgerechnet Hiob, der im Mittelalter Schutzpatron der Musiker ist.¹² „Es gibt keine universellen Kriterien der musikalischen Systeme, weder ihrer Funktionsweisen, Symbolik und Strukturen noch ihrer Deutung und Bewertung.“¹³ Das gilt nicht nur für die Musik, sondern auch für die Religion, die es ebenso wie die Musik nur im Plural gibt: als Religionen, als Religiositäten, als Frömmigkeiten etc. mit ihren je eigenen sich ausschließenden An- und Aussprüchen. Was im Christentum Musik ist, ist im Islam

z. B. noch lange keine Musik, obwohl auch dort das Musikalische eine große Rolle spielt.¹⁴

Die Diskussion über das Verhältnis von Musik und Religion ist in den letzten Jahrzehnten auf verschiedenen Ebenen intensiv geführt worden. Unter dem Paradigmenwechsel des cultural bzw. performative turns in den Geistes- und Kulturwissenschaften sind die Grenzen wieder fließender geworden. Ich kann diese Diskussion hier nur in zehn Stichworten, in zehn Logoi anreißen – ein kleiner Dekalog:

1. Wut des Verstehens

Vieles verbindet Musik und Religion. Beide fließen in der Liebe und ihren Ambivalenzen zusammen. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen sind in beiden ununterscheidbar, vom Hohenlied der Liebe aus der Bibel, auch Cantica Canticorum genannt, bis hin zur zeitgenössischen Popmusik.¹⁵ Beide haben es mit der Rhythmisierung und Strukturierung von Zeit zu tun, die sie aber so gestalten, daß sie die Zeit dabei vertreiben. Beide haben es mit Körpervollzügen zu tun. Beide bringen Menschen in Bewegung. Beide sind nicht zu enträtseln, weil sie ein Geheimnis haben. Beide sind daher unverständlich und entziehen sich der „Wuth des Verstehens“¹⁶. Wer Musik und Religion verstehen will, muß sie ausüben und sich aufs Spiel setzen. Beide, Musik wie Religion, sind Darstellungsflächen für unsere Gefühle, beide laden ein zur Projektion. Doch beide tragen auch das Potential des Unerhörten

in sich, welches uns irritiert und zu neuen Ufern aufbrechen läßt, umkehren läßt.¹⁷ Beide sind Grenzlandschaften der Umordnung.¹⁸

2. Vom Kult zur Kultur

Historisch hat sich Musik wahrscheinlich aus dem Kult heraus entwickelt, obwohl schon sehr früh auch kultunabhängige Musik überliefert ist. So begegnen in den Psalmen eben auch individuelle Klage- und Lobgesänge, die kultunabhängig gesungen wurden, was auch für viele neutestamentliche Hymnen gilt, z. B. das Magnificat der Maria in Lukas 1,46-55. Schon deren Vorbild, die wahrscheinlich älteste Textstelle der Bibel überhaupt, der Gesang der Mirjam (2. Mose 15,20 f.), spielt sich abseits vom Kult ab, und auch der Hirtenjunge, Harfenspieler und spätere König David¹⁹ ist als Musikschaffender jenseits des Kultes besonders hervorzuheben. Die offizielle Kult- und Kirchenmusik war über solche Entdeckungen nie besonders erbaut, denn die Mächtigen möchten gerne auch über die Macht der Musik verfügen können. Mit der Renaissance hat sich die Musik im Abendland zunehmend von der offiziellen Religion emanzipiert, was sich auch daran zeigt, daß die Instrumentalmusik gegenüber der Vokalmusik immer wichtiger wird bis hin zu den Fragen nach absoluter Musik, die zwischen Gefühl und Mathematik zuhause ist und als solche zählt und erzählt. Das Verhältnis von Musik und Religion bleibt spannungsreich. Auch in Zukunft wird es Engels- und Teufelsmusik geben. Kriterium dabei ist, ob Musik unterhält²⁰ oder unterdrückt.

3. Musikhören braucht Klangkörper

Beim Musikhören geht es nicht um das „Entziffern einer kodifizierten Bedeutung“²¹, sondern um „akustische Massage“²²: „Beim Musikhören wird der Körper Musik und die Musik wird Körper. [...] Beim Hören von Musik wird der Mensch in ganz physischem (nicht in übertragenem) Sinn von der Botschaft ‚ergriffen‘.“²³ Musik geht unter die Haut, welche das wichtigste Organ dieser akustischen Massage ist. Denn die akustischen Schwingungen durchdringen die Körperhaut nicht nur, sondern bringen sie auch zum Mitschwingen. Musikhören läßt die Haut zur Membrane werden. So werden Menschen zu Personen, durch die etwas hindurchklingt: Per-Sonare. Zugleich werden Menschen so theologisch als Instrumente beschreibbar. „Ein Instrument wird geblasen [...]. Der geblasene, angewehrte und so zum Instrument gewordene Mensch ist Mittelpunkt aller Vorstellungen von Inspiration. Ein Instrument wird aber auch geschlagen [...]. So ist es der geschlagene, gebeutelte, erschütterte, erzitternde Mensch, der zum Instrument wurde, diesmal Saiten-, nicht Blasinstrument. Organologisch treten sich Inspiration und Perkussion völlig gleichberechtigt zur Seite.“²⁴ Also: „Wo sind wir, wenn wir Musik hören?“ In der Perkussion²⁵. Mit diesem In-Perkussion-Sein des Menschen als Durchzitterung und Schweben hat sich Descartes' Versuch, klanglos zu denken, erledigt. Ein weites Feld ist hiermit aufgestoßen bis in die Grundfragen der Erkenntnistheorie und Wahrnehmungslehre hinein.

4. Stimmungen

Vor diesem Horizont ist Musik nunmehr als Schaffung von Atmosphäre und Stimmungen theologisch zu würdigen. Atmosphäre bezeichnet dabei die uns umgebenden Schwingungen und Energien, die uns mitschwingen lassen und durch uns hindurchklingen.

Atmosphären sind wie das Wetter, das uns prägt, ob wir wollen oder nicht.²⁶ Atmosphären und Stimmungen machen Menschen zu Personen. Das gilt bis in pädagogische Zusammenhänge. In welcher Atmosphäre ein Mensch aufgewachsen ist, ist für seine Persönlichkeitsbildung von entscheidender Bedeutung. Dies gilt es als theologischen Inhalt zu würdigen. Nach Martin Luther kommt Musik gleich nach der Theologie, weil sie ebenso wie diese körperlich spürbar den Teufel vertreibt. „Deus praedicavit evangelium etiam per musicam.“²⁷ Gott predigt Evangelium auch durch Musik. Da kommt Stimmung auf, denn: die bedrohliche Atmosphäre verändert sich.

5. Parameter

Musik besteht aus verschiedenen Parametern, deren unterschiedliche Gewichtung zu unterschiedlichen Musik- und Religionskulturen geführt haben.²⁸ Die Trommeln als die Instrumente Afrikas betonen den Rhythmus, die asiatischen Instrumente die Obertonreihen, die europäische Tradition die melodischen und harmonischen Parameter. Es wäre zu fragen, ob die Entwicklung dieser unterschiedlichen musikalischen Parameter in den einzelnen Kulturen auch zu unter-

schiedlichen Religionskulturen geführt hat. Vergleicht man einen afro-amerikanischen Gottesdienst mit ostasiatischen Meditationspraktiken, so scheinen solche Unterschiede deutlich hörbar zu sein. Soziologisch wäre jedoch auch zu fragen, inwiefern den westlichen Musikparadigmen eine imperialistische Tendenz eignet.

6. Kultursoziologie

Musik geschieht in verschiedenen kulturellen Milieus, die gleichermaßen für die Gestaltung von Religion prägend sind. Was in dem einen Milieu als Religion gilt, gilt in dem anderen noch lange nicht als Religion – ein Phänomen, was ebenso für die unterschiedlichen Musiken gilt. Viele Konflikte um religiöse Musikpraktiken lassen sich aufgrund der Milieuzugehörigkeit der Betroffenen gut (er-)klären.²⁹

7. Wirkungen

Wer über Wirkungen von Musik redet, begibt sich auf ein äußerst komplexes Feld,³⁰ in dem bei allen Unklarheiten jedoch zwei Dinge deutlich sind:

a. Wer Musik hört bzw. wer sich musikalisch unterhalten läßt, ist aktiv. Es muß mit dem Vorurteil aufgeräumt werden, daß Musikhören als rein passiver Konsum möglich sei.

b. Wirkungen von Musik lassen sich nur systemisch bzw. ökologisch wahrnehmen. Sie lassen sich nicht monokausal herleiten. Musik hat medizinisch gesicherte Wirkungen als angst- und schmerz-

lösendes Therapeutikum. Man weiß aber nicht, warum und wie das funktioniert. Kybernetisch gesprochen handelt es sich bei musikalischen Wirkungen um eine black box, in die bestimmte inputs gegeben werden, die als outputs verändert herauskommen, deren Veränderung in actu sich jedoch unserer Beobachtung entzieht.

8. Kirchenmusik

Musik und Religion treten in der ausgeübten Religion der Kirchen vielfach in Aktion.

a. Der eigene Berufsstand des Kirchenmusikers und der Kirchenmusikerin zeigen die Wichtigkeit der Musik im kirchlichen Alltag wie Sonntag. Der wissenschaftlichen Erforschung des Singens in der Kirche widmet sich eine eigenständige Disziplin: die Hymnologie.

b. Im Gottesdienst hat Musik Verkündigungsqualität, indem sie die angemessene Atmosphäre und Stimmung wesentlich gestaltet. Für das Erleben und die Wirkung von Gottesdiensten sind Atmosphäre und Stimmungen meist wichtiger als Inhalte. Dies zeigt die hervor gehobene Bedeutung der Kirchenmusik und ihre große Verantwortung. So ist auch Musik Predigt, nicht nur die homiletische Rede.

c. Diese Einsichten kulminieren in den Fragen nach der angemessenen Musik bei Kasualien (Taufe, Hochzeit, Beerdigung, Jubiläen etc.), welche die komplexeste Gestalt postmoderner Religiosität

darstellen. Hier gibt es ein hohes Konfliktpotential, weil hier die für die Menschen lebensrelevanten Wünsche und Erwartungen an die christliche Religion zur Darstellung kommen. Dabei hat sich bei der theologischen Beurteilung der Musikwünsche die Einsicht durchgesetzt, daß die kultursoziologische Bedingtheit durch spezielle Milieus, die sich in diesen Musikwünschen spiegelt, nicht zu theologischen Diffamierungen führen darf, die nur den begrenzten kulturellen Horizont der Theologen zeigen würde. „Interpretation statt Konfrontation“ lautet hier die theologische Aufgabe, weil fast jede Musik auch mit Gewinn interpretiert werden kann.³¹

d. Auch in der Gemeinde- und Religionspädagogik oder in der Seelsorge kann viel mit Musik gearbeitet werden. Wenn die beteiligten Personen ihre Musiken zu bestimmten Themen mitbringen oder vorspielen können, kann zur Darstellung kommen, was sie bewegt – Grundvoraussetzung für alle Lern- und Lebensprozesse. Gerade in diesen Handlungsfeldern gilt mit Augustin: Bis orat, qui cantat – Wer singt, betet doppelt.

e. Viele Chöre in den Gemeinden, seien es Kirchen-, Jugend- oder auch Posaunenchöre, musizieren als Laienchöre öffentlich z. B. in Krankenhäusern und partizipieren dabei an der diakonia als Lebensäußerung der Kirche.

9. Pädagogik

Musikpädagogik und Religionspädagogik sind Schwestern mit einer schwieri-

gen Geschichte.³² Erst im 20. Jahrhundert konnte sich die Musikpädagogik von der Jahrhunderte langen Bevormundung und Engführung von Theologie und Kirche emanzipieren. Und erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts war die Religionspädagogik in der Lage, Musik in ihrer Eigenständigkeit zu würdigen und sie nicht gleich kirchlich zu vereinnahmen. Beide Disziplinen beginnen seit dem Ende des 20. Jahrhunderts, ihre gegenseitigen Berührungspunkte wieder abzubauen. Das tut beiden gut – Musik und Religion.³³

10. Cross-Over

Musik und Religion – ein weites Feld, das in gegenseitiger Achtung bestellt werden muß. Grenzgänge sind erforderlich, die zu Entdeckungen einladen, oder um es musikalisch zu sagen: Musik und Religion – dieses Verhältnis lebt vom Cross-Over – eine Metapher des (Über-)Kreuzes, welches besonders für die protestantische Lesart des Christentums bestimmend geworden ist.

■ *Harald Schroeter-Wittke, Paderborn*
Der Beitrag wurde erstmals publiziert in:
www.theomag.de Heft 52 (2008)

1 Einige dieser Überlegungen gehen zurück auf Hans-Martin Gutmann/Harald Schroeter-Wittke: Musik und Religion; in: Peter Eicher (Hg.): Neues Handbuch theologischer Grundbegriffe Band 3, München 2005, 117–127.

2 Vgl. Gotthard Fermor: Der Sound des Lernens; in: Zeitschrift für Pädagogik und Theologie 59 (2007).

- 3 Joachim-Ernst Berendt: *Nada Brahma – Die Welt ist Klang*, Frankfurt/M. 1983.
- 4 Vgl. Harald Schroeter-Wittke: *Nihil est sine sono* (1. Kor 14,10). Vorspiel einer musikalischen Religionspädagogik; in: *Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 57 (2005), 347–357.
- 5 Jochen Hörisch: *Der Sinn und die Sinne. Eine Geschichte der Medien*, Frankfurt/M. 2001, 22.
- 6 Manfred Josuttis: *Der Weg in das Leben. Eine Einführung in den Gottesdienst auf verhaltenswissenschaftlicher Grundlage*, München 1991, 179.
- 7 Hans Seidel: *Musik und Religion I. Altes und Neues Testament*; in: *Theologische Realenzyklopädie* 23 (1994), 441–446; Gustav A. Krieg: *Musik und Religion IV. Von der Renaissance bis zur Gegenwart*; in: *Ebd.*, 457–495.
- 8 Vgl. Helga de la Motte-Haber (Hg.): *Musik und Religion*, Laaber 2003.
- 9 Vgl. Christian Kaden: *Das Unerhörte und das Unhörbare. Was Musik ist, was Musik sein kann*, Kassel 2004.
- 10 Vgl. Hanna Liss: *Die unerhörte Prophetie. Kommunikative Strukturen prophetischer Rede im Buch Yesha'yahu*, Leipzig 2003.
- 11 Vgl. Bernhard Waldenfels: *Sinnesschwellen*, Frankfurt 1999, 179–199 (Lebenswelt als Hörwelt).
- 12 Vgl. Michael Heymel: *Trost für Hiob. Musikalische Seelsorge*, München 1999.
- 13 Max Peter Baumann: *Musik*; in: Christoph Wulf (Hg.): *Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie*, Weinheim/Basel 1997, 974–984, hier: 982. Ähnlich auch Marcel Dobberstein: *Musik und Mensch. Grundlegung einer Anthropologie der Musik*, Berlin 2000.
- 14 Vgl. Navid Kermani: *Gott ist schön. Das ästhetische Erleben des Koran*, München 1999, bes. 171–232 (*Der Klang*).
- 15 Vgl. Gotthard Fermor: *Ekstasis. Das religiöse Erbe in der Popmusik als Herausforderung an die Kirche*, Stuttgart 1999.
- 16 Friedrich Schleiermacher: *Reden über die Religion*, Berlin 1799, 144: „Mit Schwerzen sehe ich es täglich, wie die Wuth des Verstehens den Sinn gar nicht aufkommen läßt.“ Vgl. dazu Jochen Hörisch: *Die Wut des Verstehens. Zur Kritik der Hermeneutik*, Frankfurt/M. 1998.
- 17 Vgl. Dietrich Zilleßen: *Hörproben*; in: Gotthard Fermor/Hans-Martin Gutmann/Harald Schroeter (Hg.): *Theophonie. Grenzgänge zwischen Musik und Theologie*, Rheinbach 2000, 15–39.
- 18 Vgl. Harald Schroeter: „Wer hören will, muss fühlen.“ *Musikalische Seelsorge als Kunst der Umordnung*; in: *Pastoraltheologie* 89 (2000), 219–234.
- 19 Vgl. dazu Walter Dietrich, Hubert Herkommer (Hg.): *König David – biblische Schlüsselfigur und europäische Leitgestalt*, Fribourg/Stuttgart 2003, bes. 563–757 (*David in der Musikgeschichte*).
- 20 Vgl. dazu Harald Schroeter-Wittke: *Unterhaltung*; in: Kristian Fechtner/Gotthard Fermor/Uta Pohl-Patalong/Harald Schroeter-Wittke (Hg.): *Handbuch Religion und Populäre Kultur*, Stuttgart 2005, 314–325.
- 21 Vilém Flusser: *Gesten. Versuch einer Phänomenologie*, Frankfurt 1997, 152.
- 22 *Ebd.*, 156.
- 23 *Ebd.*, 154 f.
- 24 Günter Bader: *Psalterium affectuum palaestra. Prolegomena zu einer Theologie des Psalters*, Tübingen 1996, 197–199.
- 25 Peter Sloterdijk: *Weltfremdheit*, Frankfurt 1993, 294–325.
- 26 Jens Soentgen: *Die verdeckte Wirklichkeit. Einführung in die Neue Phänomenologie von Hermann Schmitz*, Bonn 1998, 66–118.
- 27 Martin Luther: *Weimarer Ausgabe, Tischreden Bd. 1, Nr. 1258*.
- 28 Vgl. Wolfgang Suppan: *Der musizierende Mensch. Eine Anthropologie der Musik*, Mainz u. a. 1984.
- 29 Für die neuere Sinusstudie von 2004 liegen noch keine spezifischen Ergebnisse im Bereich Musik und Religion vor. Diese beziehen sich zumeist auf Gerhard Schulze: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*, Frankfurt 1992, z. B. Eberhard Hauschildt: *Kirchenmusik in der Erlebnisgesellschaft*; in: Gotthard Fermor/Harald Schroeter-

-
- Wittke (Hg.): Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, Leipzig 2005, 83–89.
- 30 Vgl. Herbert Bruhn/Rolf Oerter/Helmut Rösing (Hg.): Musik-Psychologie. Ein Handbuch, Reinbek ³1997.
- 31 Vgl. Harald Schroeter-Wittke: Wer gibt hier den Ton an? Musik bei Kasualien; in: Lernort Gemeinde 22 (2004) Heft 2, 14–17.
- 32 Vgl. Manfred L. Pirner: Musik und Religion in der Schule. Historisch-systematische Studien in religions- und musikpädagogischer Perspektive, Göttingen 1999.
- 33 In der Religionspädagogik entstanden in den letzten Jahren mehrere empfehlenswerte Unterrichtsprojekte: Für die Popmusik vgl. Uwe Böhm/Gerd Buschmann: Popmusik – Religion – Unterricht. Modelle und Materialien zur Didaktik von Popularkultur, Münster u. a. 22002; zur Arbeit mit Videoclips vgl. Andreas Martin: Videoclips im Religionsunterricht. Eine praktische Anleitung zur Arbeit mit Musikvideos, Göttingen 1999; für die Arbeit mit zeitgenössischer E-Musik vgl. Heike Lindner: Musik im Religionsunterricht. Mit didaktischen Entfaltungen und Beispielen für die Schulpraxis, Münster u. a. 2003. Gute aktuelle Informationen bietet www.theomag.de.

Mit Kirchenliedern leben lernen Das Gesangbuch als „Gebrauchsbuch für den Alltag“

Das Evangelische Gesangbuch gilt es wieder zu entdecken: als Seelsorgehandbuch, als Gebrauchsbuch für den Alltag und als Liederbuch für eine singend glaubende Gemeinde. Dafür plädiert der Privatdozent an der Universität Heidelberg, Michael Heymel. Ein Lebensverhältnis zu den Liedern des Gesangbuches könne wiedergewonnen werden, indem ein vom Glauben bewegtes Singen von Einzelnen und Gemeinden eingeübt würde.

Zu den 1980 formulierten Grundsätzen für die Erarbeitung eines künftigen Gesangbuchs gehörte der Kernsatz: „Das Gesangbuch soll ein Gebrauchsbuch des Christen für den Alltag sein und durch Einblick in die Erfahrung vieler Christen persönliche Stärkung im Glauben, Lebenshilfe sowie Einübung zu Andacht und Gebet geben“.¹ Das Evangelische Gesangbuch (EG), das von 1993 bis 1996 in allen evangelischen Landeskirchen Deutschlands eingeführt wurde, sucht dem zu entsprechen. Es will ein Gesangbuch für Kirche und Haus sein, es will das ganze christliche Leben umfassen. Was können Pfarrerinnen und Pfarrer, was können Gemeinden dafür tun, dass es tatsächlich im Alltag benutzt wird?

Handbuch für die Seelsorge

Zuerst: Sie sollten das Gesangbuch als Seelsorgehandbuch kennen und gebrauchen. Vergleicht man das EG mit frühe-

ren evangelischen Gesangbüchern, so zeigt sich, dass Themen neu hinzugekommen sind, die Bezug zur modernen Welt- und Lebenserfahrung haben (Erhaltung der Schöpfung, Frieden und Gerechtigkeit Nr. 421–436) und dem ökumenischen Horizont Rechnung tragen (vgl. zum Thema Ökumene Nr. 262–269, aber auch die vielen Lieder aus anderen Ländern und Sprachen, im EG Baden unter Nr. 896).

Im Vergleich mit der Gesangbuchtradition fallen jedoch auch inhaltliche Verschiebungen auf. Es gibt eine Rubrik „Angst und Vertrauen“ (Nr. 361–383), aber Lieder zu Kreuz und Trost sucht man vergeblich. Das EG enthält eine Rubrik „Geborgen in Gottes Liebe“ (Nr. 396–411). Eine Rubrik zu Gottes Zorn und Gericht ist dagegen nicht zu finden. Den Liedern zu Loben und Danken (Nr. 316–340) korrespondieren wenige Klagelieder, die überdies nicht in einer eigenen Rubrik zusammengestellt sind.

Das EKG verzeichnete noch eine Rubrik „Gottvertrauen / Kreuz und Trost“ (Nr. 280–307). Wie die Gesangbuchgeschichte lehrt, sind es Kriegs-, Krisen- und Notzeiten, die sich in der Rubrik „Kreuz und Trost“ spiegeln. Ihnen im Gesangbuch Rechnung zu tragen, war nach dem Zweiten Weltkrieg noch plausibel. Eben dieser Bezug zu kollektiven Kriegs- und Nachkriegserfahrungen scheint aber in der Wohlstandsgesellschaft der 1990er Jahre nicht mehr gegeben zu sein. Stattdessen treten Themen in den Vordergrund, deren Lebensbedeutung durch die Friedensbewegung

und das sozialpolitische Engagement für Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung allgemein bewusst geworden ist. Man muss nicht gleich so weit gehen, in der Streichung von 12 von insgesamt 27 Trostliedern des EKG ein Indiz dafür zu sehen, dass „das neue Gesangbuch [d. h. das EG, M. H.] seinen Status als Trost- und Seelsorgehandbuch einzubüßen [droht]“.² Aber der Verlust der Rubrik der Kreuz- und Trostlieder zeigt eine Veränderung in Lebensgefühl und Mentalität, die in poimenischer Hinsicht bedenklich ist.

Dass weder Gottes Zorn und Gericht, noch die Klage und die Rede von der Erbsünde in Liedern des EG eine nennenswerte Rolle spielen, dürfte hauptsächlich durch Schwierigkeiten in Theologie und Verkündigung bedingt sein, für das in jenen Topoi bzw. Sprachformen Intendierte unabhängig vom herrschenden Zeitgeist eine eigene Sprache zu finden.³ Die Lehre von Gottes Zorn und Gericht hat ihren Sitz im Leben in Erfahrungen von äußerster (endzeitlicher) Bedrängnis und Anfechtung, wie sie nur dort möglich sind, wo der Glaube an einen liebenden Gott vorausgesetzt wird. Die Klage gehört als Gebetsform in denselben Lebenszusammenhang; sie entspringt Situationen, in denen quälende Warum-Fragen und Fragen nach dem Sinn des Ganzen aufbrechen. Die Lehre von der Erbsünde bezieht sich auf die Erfahrung der kollektiven Schuldverhaftung des Einzelnen, der der allgemeinen Sünde der Väter und Mütter nicht entrinnen kann. Diese geschichtlichen Erfahrungen sind Menschen zu Beginn des 21. Jahrhunderts

keineswegs fremd, sondern im Gegenteil höchst aktuell und für die Seelsorge bedeutsam. Sie bedürfen aber einer reflektierten, ihrer eigenen Geschichte bewussten Theologie, die sich auf zeitgenössische Lebensfragen zu beziehen und christliche Lehre in verdichtete, d. h. poetische Sprache zu übersetzen vermag.

Eine veränderte Einstellung zu Tod und Sterben spiegelt sich in der Rubrik „Sterben und Ewiges Leben“. Im Gegensatz zu den Gesangbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts, die die Aufgabe der arsmoriendi-Literatur übernahmen, distanziert sich das Gesangbuch des 20. Jahrhunderts von dieser Funktion. Das EG enthält nur noch 20 Sterbelieder. Claudia Hoffleit sieht darin „eine weitere seelsorgliche Schwäche“ des neuen Gesangbuchs, „nämlich daß einige wichtige Beziehungen der Sterbe- und Ewigkeitslieder des EKG zur alten arsmoriendi mit dem EG aufgegeben, nicht mehr weiter tradiert wurden ...“.⁴ Allgemeine Todesbetrachtung und Vorbereitung auf den Tod treten hier zurück, obwohl sich das Thema in Altenseelsorge, Sterbebegleitung und Hospizarbeit immer wieder aufdrängt.

So wird man fragen müssen, für welche Zeitgenossen in welcher Lebenswirklichkeit das Gesangbuch konzipiert und bestimmt ist. Die das EG leitenden theologischen Prämissen bzw. dogmatischen Grundentscheidungen der Gesangbuchrevision sind „dem aufklärungstheologisch-rationalistischen Lager“⁵ zuzuordnen. Sie hatten zur Folge, dass bestimm-

te Lehrartikel und Topoi aus dem Gesangbuch entfernt oder in den Hintergrund gedrängt wurden. Davon wiederum ist „die traditionelle Qualität des Gesangbuchs als Seelsorgehandbuch betroffen“.⁶

Im Blick auf das EG fragte Martin Rößler bereits 1990 nach den Zielgruppen des künftigen Gesangbuchs. Skeptisch äußert er sich im Blick auf junge Erwachsene: „Wo ist sie [die erwachsene Jugend, M. H.] beheimatet, und läßt sie sich überhaupt aus der Konsumhaltung einer klanglichen Dauerkulisse zum eigentümlichen Singen gewinnen? [...] Bei dieser Zielgruppe wird es schlagartig klar: Ein heutiges kirchliches Gesangbuch kann nicht mehr den Alleinanspruch vertreten, es muß prinzipiell Raum geben für gruppenspezifische Zusatzveröffentlichungen [...]“.⁷

Dann geht Rößler auf „die fleißigsten Benützer eines Gesangbuchs“ ein: „Kranke, alte, einsame Menschen waren immer schon und heute erst recht die fleißigsten Benützer eines Gesangbuchs. In durchwachten Nächten wird es lebendig wie sonst kein Buch auf der Welt; in quälenden Leiden entwickelt es eine eigentümliche Kraft der Stabilisation; das Gesangbuch ist das wirkungsvollste Andachtsbuch, das zugleich die Verbindung zur Gesamtgemeinde aufrecht erhält, von der sich diese Personengruppe oft isoliert und abgeschnitten fühlt. Solche Zielgedanken sind bei der Zusammenstellung nie vergessen worden. Es mag sein, daß diese Sänger und Leser am stärksten die Streichung von Liedern aus dem

bisherigen Fundus empfinden, obwohl kaum unabdingbare Identifikationsmodelle gefallen sind“.⁸

Der Autor verweist auf Lieder, die einen wertvollen Zugewinn darstellen: Bonhoeffers „Von guten Mächten“ (VE 64), Kleppers „Ja, ich will euch tragen“ (VE 371) oder Pötzschs „Du kannst nicht tiefer fallen“ (VE 525), aber auch „Herr, du hast mich angerührt“ (VE 375) und „Noch kann ich es nicht fassen“ (VE 523). „Auch ‚So nimm denn meine Hände‘ (VE 368), gegen das sich die Väter des EKG der passiven Glaubenshaltung oder des weinerlichen Tons wegen so vehement gewehrt haben, ist nun in den Kernbestand des Stammteils eingegangen. Obwohl die Listen der Klinikpfarrer und diakonischen Einrichtungen eingeholt worden sind, bleibt die Unsicherheit: Ist das schon die rechte seelsorgerliche Sprache, die geistige Höhenlage, die tröstende Tonart? Ganz sicher wird der älteren Generation, die aus Gewöhnung und Wiederholung lebt, durch die neue Auswahl und Anordnung das größte Opfer zugemutet; aber die Chance einer gehaltvollen Neuentdeckung ist nicht verspielt“.⁹

Hier wird mit gutem Grund die seelsorgliche Dimension sowohl der Lieder wie der Nutzung des Gesangbuchs angesprochen. Dabei wäre heute den von Rößler genannten Benutzern die Gruppe der an Altersdemenz Erkrankten hinzuzufügen, die in zunehmender Zahl die Altenpflegeheime bewohnen. Demente alte Menschen, soweit sie überhaupt noch selbständig ein Gesangbuch benutzen kön-

nen, brauchen darin die ihnen vertrauten alten Lieder; für die Alten- und Kranken-seelsorge sind solche Lieder unentbehrlich. Deshalb rate ich dazu, das EG als Handbuch für die Seelsorge zu verwenden, ohne sich von der Einseitigkeit aufklärungstheologischer Gesangbuchrevision leiten zu lassen, und auf das EKG und geeignete Liederhefte zurückzugreifen, z. B. dort, wo Lieder gebraucht werden, die der Klage Raum geben und zur Wahrhaftigkeit im Umgang mit Schuld und Tod anleiten. Eine Seelsorgerin, ein Seelsorger, der sie kennt, gewinnt Sprache für Gebet und Zuspruch gerade angesichts der Schattenseiten des Lebens, wo uns die Worte fehlen.

Wie wird das Evangelische Gesangbuch genutzt?

Wir wissen noch zu wenig darüber, wie das EG von Gemeinden und von Einzelnen genutzt wird. Gerade an Untersuchungen zu seinem Gebrauch in der Seelsorge fehlt es. Nur die bayrische Kirchenmusik-Studie von 2007 geht eigens auf „Kirchenmusik im Privatbereich“¹⁰ ein. Nach ihr ist das Singen von Kirchenliedern in der Advents- und Weihnachtszeit, besonders am Heiligen Abend, am weitesten verbreitet. Das Singen erfolgt gerade hier in ritualisierter Form. „Dazu wird unter Umständen auch musiziert“.¹¹ Überdies wird das gemeinsame Singen von Kirchenliedern auch bei den Treffen eines Hauskreises praktiziert. „Das Singen von Kirchenliedern kann aber auch wesentlicher Bestandteil der individuell ausgeübten Frömmigkeitspraxis sein. So beschreibt eine Frau, dass es für sie zum

Ritual geworden ist, auf einem Hochsitz im Wald alleine Kirchenlieder zu singen“.¹² Das Hören von Kirchenmusik, die durch elektronische Medien vermittelt wird, kann der Studie zufolge ebenfalls ein lebensbegleitendes Ritual sein. Kirchenlieder spielen dabei jedoch keine erkennbare Rolle.

Die Paderborner Studie von 2008/09¹³ bezieht sich zwar auf das „Singen im Gottesdienst“, enthält aber einige Beobachtungen, die für die Förderung des individuellen Singverhaltens von Interesse sind. Sie zeigt, dass die große Mehrzahl der Befragten gern im Gottesdienst singt. Allerdings hängt die Bereitschaft zum Singen wesentlich davon ab, ob man die Lieder kennt und mag. Hier wäre in der kirchenmusikalischen und religionspädagogischen Arbeit anzusetzen, um *frühzeitig* eine breitere Liedkenntnis und eine positive Grundeinstellung zum Singen von Kirchenliedern zu vermitteln. Musikpsychologische Gründe sprechen dafür, bei Kindern deutlich vor dem 9. Lebensjahr zu beginnen.¹⁴ Die Studie lässt erkennen, dass es etwa 30 Jahre dauert, bis Menschen ein reflektiertes positives Verhältnis zu traditionellen Kirchenliedern entwickelt haben. Die Liedtexte gewinnen erst „mit zunehmendem Alter an Bedeutung“;¹⁵ für jüngere Altersgruppen steht eher die musikalisch-klangliche Wirkung der Lieder im Vordergrund. Damit stimmt überein, dass die Altersgruppe 50+ Choräle und Neue Geistliche Lieder favorisiert.¹⁶

Bedauerlicherweise wurde nicht danach gefragt, *welche* Lieder gern im Gottes-

dienst gesungen werden. Diese Fragestellung hätte sowohl im Hinblick auf das gottesdienstliche Singen wie auf die Prägung des individuellen Glaubens durch Kirchenlieder interessante Aufschlüsse geliefert. Um genauere Erkenntnisse über den tatsächlichen individuellen Umgang mit Liedern zu gewinnen, würden sich für künftige Untersuchungen Methoden der qualitativen Sozialforschung empfehlen. Diese arbeitet mit Erlebniserzählungen und trägt dadurch der Subjektivität von Erlebnissen mit Kirchenliedern Rechnung.¹⁷

In vielen Gemeinden ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem gesamten Liedbestand des EG bekannt. Schon allein deshalb empfehle ich, erst einmal die Möglichkeiten, die es anbietet, auszuschöpfen, bevor man nach einem neuen Gesangbuch ruft. Die Kenntnis von Liedern geht insgesamt in Kirche und Gesellschaft derart zurück, dass man sich im Bereich der EKD (in den Landeskirchen Baden und Württemberg) und in den Kirchen mancher Nachbarländer (z. B. der Schweiz) inzwischen bemüht, ein Mindestrepertoire an „Kernliedern“ zu pflegen. Welche Lieder als „Kernlieder“ gelten können und nach welchen Kriterien die Auswahl erfolgt, ist allerdings umstritten.¹⁸ Neben dem EG werden in den Gemeinden vielfach Liederhefte benutzt.¹⁹ Sie sind durch die landeskirchlichen Anhänge des EG offenbar nicht entbehrlich geworden.

Wie schon das EKG bietet auch das EG keine Hinweise mehr, weshalb Christen singen und wie sie das tun können und sollen. Dieses in Gesangbuchvorreden

früherer Generationen ausführlich erörterte Thema wird ausgespart.²⁰ Das EG hat lediglich am Anfang technische Hinweise zum Gebrauch des Buches (ohne Nr. und Seitenzahlen) sowie am Ende eine Liedgeschichte im Überblick (EG Baden 893) und biographische Informationen zu den Dichtern und Komponisten (EG Baden 894). Diese Beschränkung, die auch schon das EKG geübt hat, ist wohl nicht zufällig. Sie trägt der Tatsache Rechnung, dass wir heute über das Singen geistlicher Lieder keine allgemein verbindlichen Aussagen zu machen wagen. Zu unterschiedlich und vielfältig sind die Lieder und die Singkulturen in den jeweiligen Gemeinden und Landeskirchen.

Das EG ist in Buchform und über CD-ROM zugänglich. Ein Angebot im Internet, das den Zugriff auf Text und Melodie jedes Liedes aus dem EG ermöglicht, gibt es nicht. Dass so etwas aber möglich ist, zeigt das Beispiel Dänemarks. Sämtliche 791 Lieder des Gesangbuches der dänischen evangelisch-lutherischen Kirche (*Den Danske Salmebog*) sind über Internet zugänglich.²¹ Man kann dort die Texte abrufen, die Melodie jedes Liedes hören und Erklärungen zu den Liedtexten finden.

An Arbeitshilfen, die das EG für den gottesdienstlichen Gebrauch erschließen, herrscht kein Mangel. Es gibt eine Liederkunde²² (die allerdings noch nicht alle Lieder des EG behandelt hat), Nachschlagewerke zu den Biographien von Lieddichtern und Komponisten²³ und ein Arbeitsbuch zum EG mit Liedauslegun-

gen,²⁴ auch Liedpredigten.²⁵ Umso mehr fällt auf, was es kaum gibt: Hilfen zur Seelsorge mit Liedern,²⁶ zum erbaulichen Gebrauch des EG als Andachts- und Lesebuch. Insgesamt bleibt zu wünschen, dass Lieder des Gesangbuchs, vor allem die alten Lieder, in Predigt, Seelsorge und Gemeindearbeit öfter ausgelegt, erklärt und aktualisiert werden.

Tagzeitengebet und Liedmeditation

Ein „Gebrauchsbuch für den Alltag“ kann das EG für Menschen sein, die sich lesend, hörend und singend in dieses Buch vertiefen. Das im 17. Jahrhundert gezeichnete Idealbild des frommen Protestanten, der jeden Tag Lieder aus dem Gesangbuch liest, singt und meditiert, mag unter heutigen Lebensbedingungen wenig realistisch erscheinen. Aber es ist möglich, praktikable Formen des Umgangs mit dem Gesangbuch und seinen Liedern zu entwickeln und auszuprobieren. Eine Hilfe dafür bietet jene Tradition, die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von liturgischen Erneuerungsbewegungen in der evangelischen Kirche wiederentdeckt wurde: die *Tagzeitengebete*. Das EG hält Ordnungen für gesungene Tagzeitengebete (EG Baden 782–788) wie auch für Taizé-Gebete (EG Baden 789) bereit, die es erlauben, die Tagzeiten singend und betend zu begehen. Die bayrische Kirchenmusik-Studie verweist außerdem auf die ebenfalls aus der Tradition bekannte „Form der *evangelischen Meditation*, bei gleich bleibender Melodie einen fortschreitenden Inhalt [d. h. sämtliche Strophen eines Kirchenlieds, M. H.] zu betrachten“.²⁷

Singend glauben:

Antwort der Befreiten

In der Geschichte der evangelischen Frömmigkeit „wurde das Gesangbuch das wichtigste Erbauungsbuch der evangelischen Christenheit, das sowohl für die Andacht in Haus und Schule als auch zur persönlichen Stärkung und Tröstung diente“.²⁸ Erbauungsbuch kann das Gesangbuch aber nur sein oder wieder werden, wenn es *Menschen* gibt, die mit *Kirchenliedern leben*. Wie kann das Gesangbuch wieder zu einem Buch werden, das wir gern und oft in die Hand nehmen? Wie kann es zu einem Buch werden, dessen Lieder uns begleiten und für unser Leben aus dem Glauben – für unsere Spiritualität – so unentbehrlich sind wie das tägliche Brot: Nahrung für die Seele, für das Gemüt, Hilfe und Tröstung für schwere Zeiten, Sprachlehre für unseren Glauben und unser Beten?

Im Umgang mit dem Gesangbuch spiegelt sich, ob und in welchem Maße unser Glaube „gesungener Glaube“ (Jürgen Henkys) ist. Das Gesangbuch ist ein Mittel dazu, kein Selbstzweck. Daran, wie wir mit dem Gesangbuch umgehen, zeigt sich, ob wir Christen singende Menschen sind, die zu einer singenden Kirche und Gemeinde gehören, in der das Singen von Kirchenliedern und geistlichen Liedern eine selbstverständlich geübte Lebensäußerung des Glaubens ist. Doch wer oder was bewegt uns dazu, derart aus uns herauszugehen?

Das Singen der Kirche, d. h. der christlichen Gemeinde, ist von seinem Ursprung her *die freudige, dankbare Antwort*

der Befreiten auf das Evangelium, die Botschaft von den großen Taten Gottes.²⁹ Diese Botschaft, die rühmende Erzählung von dem, was der Gott Israels an seinem Volk vor den Augen der Völker getan hat, verdichtet in der Geschichte Jesu Christi, bewegt die Gemeinde zu Lob und Preis seines Namens. Eine Gemeinde dagegen, die nicht „mit Lust und Liebe singen“ (EG 341,1) kann, hat den befreienden Klang der Stimme Jesu noch nicht gehört oder wird daran gehindert, ihn zu hören. Die Lieder, die die ganze Bibel durchziehen von den Liedern Mirjams und Moses bis zum Lied der Erlösten in der Offenbarung des Johannes, sind nichts anderes als ein immer neues Echo jener Stimme, die zum Leben ruft. In den Liedern der Kirche klingt dieses Echo in Worten und Weisen aus vielen Sprachen und Kulturen immer wieder neu und anders weiter – bis heute.

Singen in der Gemeinschaft der Heiligen

Das EG enthält im Stammteil 535 Liednummern sowie in den jeweiligen Anhängen noch einmal ca. 150 Liednummern. In der Weite dieses Liedbestandes durch die Zeiten und Räume wird das erkennbar, was im Apostolischen Glaubensbekenntnis *sanctorum communio*, „die Gemeinschaft der Heiligen“ heißt. Wer das Gesangbuch aufschlägt und Lieder daraus singt, bewegt sich also in der Gemeinschaft der Heiligen, singt mit all denen, die vor uns geglaubt und gesungen haben, und denen, die neben und mit uns glauben und singen. Wir singen in der Kirche niemals nur das, was wir selbst

gerade glauben können. Wir singen in gewisser Weise immer mehr als wir glauben. Wir nehmen Worte in den Mund und singen uns selber zu, was andere uns in den Mund legen: Altes und Neues, Vertrautes und Fremdes, Nahes und Fernes. Und wir singen mehr als wir in diesem Augenblick, in dieser Situation verstehen. Nicht jedes Lied passt zu jeder Zeit und spricht zu uns zu jeder Zeit. Kirchenlieder und geistliche Lieder verkünden uns ebenso wenig wie die Bibel zeitlose Wahrheiten, die jederzeit gleich gültig, also gleichgültig sind. Sie fassen vielmehr ein Glaubenszeugnis aus Erfahrung in eine Einheit von Poesie und Musik, wie es zu einer bestimmten Zeit einer Gruppe oder einem Einzelnen möglich war. Und nur solche Lieder, die sich vielfach in Gemeinden bewährt haben, vor allem dann, wenn ihr Glaube auf harte Proben gestellt wurde, sprechen über die Jahrhunderte hinweg.

Gebrauch und Missbrauch von Liedern

Deshalb enthält das EG wie schon das EKG Lieder aus früheren evangelischen Gesangbüchern. Jedes Lied hat eine eigene, manchmal wechselvolle und komplizierte Geschichte. Nicht selten erfährt es Veränderungen durch die Zeiten, in denen es rezipiert und tradiert wird, Veränderungen in Text und Melodie und Strophenzahl. Liedgeschichte ist auch eine Geschichte des Gebrauchs und des Missbrauchs von Liedern. Es kommt vor, dass Lieder, die von Generationen geschätzt und viel gesungen wurden, plötzlich verstummen und auf Befremden und Unver-

ständnis stoßen. Anderes – man denke nur an Lieder von betont deutsch-nationalem Charakter oder die vierte Strophe von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ – ist mehr oder minder durch die Rezeptionsgeschichte belastet und kommt uns auf einmal peinlich vor, wieder anderes, was zuerst frisch und modern schien, klingt nach wenigen Jahren verbraucht. Die persönliche Konsequenz kann im einen wie im andern Fall lauten: Das finde ich unerträglich und darum unsingbar. Solche Erfahrungen mit Liedern bleiben nur dem erspart, der gar nichts mit ihnen zu tun hat, d. h. nur dem, der kein Lebensverhältnis zu ihnen hat.

Es dürfte kaum je ein Gesangbuch gegeben haben, das vollständig, mit allen Liedern den Wünschen und Vorlieben jedes Einzelnen entsprochen hat. Stets war es nur ein Teil der Lieder, der von den Gemeinden und den Einzelnen wirklich gebraucht wurde. Aber es gab in früheren Epochen Gesangbücher wie die von Crüger, Freylinghausen und Porst, die vielfach aufgelegt wurden und lange in Gebrauch waren, bis man sie durch ein neues Gesangbuch ersetzte. Das 1778 von Christian Gregor herausgegebene Gesangbuch der Herrnhuter Brüdergemeine galt sogar beinahe unverändert bis 1927! Inzwischen ist die „Laufzeit“ eines Gesangbuches bedeutend kürzer geworden. Das EKG war mehr als 40 Jahre in Geltung, beim EG wird, nach weniger als 20 Jahren, von manchen Seiten bereits eine Überarbeitung oder gar völlige Neufassung verlangt. Warum?

Verfehlte Polemik gegen das Evangelische Gesangbuch

Ein hannoverscher Pastor im Ruhestand, Gerhard Isermann, hat sich vehement gegen das EG ausgesprochen und ein neues Gesangbuch gefordert.³⁰ Seine Einwände lassen sich wie folgt bündeln: Im EG „fehlen ... viele Themen, und es gibt zu viele Mängel“. Indizien dafür seien die Lieder, die von hektografierten Liedzetteln gesungen würden, und ausgelassenen Strophen von Chorälen im Gottesdienst. In den alten Kirchenliedern gebe es reihenweise „unsingbare Behauptungen“ und „theologische Fehler“, z. B. bei Luther und Decius, besonders viele in Liedern Paul Gerhardts. Hinzu kommen politische Fehler, von denen der Verfasser die Aufnahme des Liedes „Gott, heiliger Schöpfer aller Stern“ von Thomas Müntzer für den schlimmsten hält: „Dieser Autor gehört nicht in ein Evangelisches Gesangbuch“. Neben den inhaltlichen Bedenken sind es viele sprachliche, die Isermann zu dem Schluss veranlassen: Das singe ich nicht mehr mit! Sein Hauptargument gegen das EG lautet: Das „Gesangbuch der Kirchen ist kein hymnologisches Museum“.

Natürlich ist dies kein ausgewogener Aufsatz, sondern ein Pamphlet. Wogegen richtet sich seine Polemik im Kern? Gegen ein Gesangbuch, das dem Verfasser in erheblichen Teilen wie ein Museum vorkommt. In einem Museum sind Gegenstände ausgestellt, die hier und jetzt nicht mehr gebraucht werden, Altertümer, die man nicht mehr gebrauchen kann, ohne als Sonderling zu erscheinen. Iser-

mann hat Recht: Das Gesangbuch ist wirklich kein Museum. Es gehört zur Gattung der Gebrauchsliteratur. Ein Gesangbuch ist dazu da, im Gottesdienst (in der Kirche) und im persönlichen Alltag benutzt zu werden. Was nicht mehr brauchbar ist, hat seine Funktion, seinen Gebrauchswert verloren. Nun behauptet Isermann zwar nicht, das Gesangbuch als Ganzes sei unbrauchbar, sondern urteilt nur über ausgewählte Liedbeispiele. Aber seine Polemik zielt doch deutlich darauf, ein Gesangbuch, das so viele Fehler enthält, müsse durch ein neues ersetzt werden. Doch wen trifft hier eigentlich der Hauptvorwurf?

Abwechselnd sind es die Herausgeber des Gesangbuches und die Lieddichter, bei denen der Verfasser Falsches und Unsingbares findet. Wer aber mutet den Gemeindegliedern im Gottesdienst Lieder zu, die sie nicht lieben und nicht verstehen? Sind die Liedermacher dafür verantwortlich? Oder jene kirchlichen Dienststellen, die in der EKD für die Revision und Herausgabe von Gesangbüchern zuständig sind? Eine Berufsgruppe, die allemal für das Singen unverständlicher, inhaltlich und sprachlich bedenklicher Lieder verantwortlich ist, nennt Isermann in dessen nicht: die Pfarrerrinnen und Pfarrer, die in der Regel Lieder für den Gottesdienst aussuchen. Ob Lieder unkommentiert gesungen, ob heute Bedenkliches erläutert wird oder nicht, hängt aber zunächst von denen ab, die für ihren Gebrauch im Gottesdienst zuständig sind. Neben der Pfarrerschaft ist hier auch an die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmu-

siker zu denken. Man kann sich vorstellen, dass Pfarrer und Kirchenmusiker gemeinsam daran arbeiten, schwierige oder heikle Lieder der Gemeinde nahe zu bringen, indem sie erst einmal Zugänge zum Fremden, Sperrigen oder Unbeliebten eröffnen. Die Liedpredigt kann dafür eine geeignete Form sein, die musikalische Kontrastierung und Verfremdung eines Liedes eine andere.

Mit solchen Bemühungen ist es freilich nicht getan, wenn für die Beteiligten eines Gottesdienstes unklar ist, weshalb überhaupt ein bestimmtes Lied gesungen werden soll, gegen das sie aus verschiedenen Gründen innere Vorbehalte haben. Der erzürnte hannoversche Pastor weiß dazu keinen Rat, weil er lediglich mit einem Kriterium der Verständlichkeit operiert, das nur das nach heutigem Sprachgebrauch und theologischen Verständnis Richtige als das Singbare gelten lässt.³¹ Daher seine Folgerung: Was ich nicht verstehen und akzeptieren kann, singe ich nicht mehr mit. In dieser Hinsicht gleicht der Verfasser allerdings vielen Gemeindegliedern und sporadischen Kirchen-„Besuchern“, die sich wegen mentaler Vorbehalte am Gemeindegesang nicht beteiligen.

Wie gewinnen wir ein Lebensverhältnis zu fremden Liedern?

An dieser Nicht-Beteiligung ist nicht etwa das Gesangbuch schuld. Unbestreitbar ist jedes Gesangbuch, auch das EG, verbesserungswürdig. Aber es muss doch (nicht nur von unverbesserlichen Hymnologen) gefragt werden, ob für Überarbeitungen

die Anpassung an heute gängigen Sprachgebrauch und heute gängiges Verständnis als alleiniger Maßstab taugt. Und es ist weiter zu fragen, ob das praktische Problem, mit dem wir es zu tun haben, dadurch gelöst wird, dass man Lieder einfach für „unsingbar“ erklärt und über die Poesie eines Paul Gerhardt rationalistisch beckmessert. Das praktische Problem besteht darin, ein Lebensverhältnis zu solchen Liedern zu gewinnen, die nicht die unseren sind, Liedern, denen wir nicht (jedenfalls nicht sofort) zustimmen können, denen wir widersprechen, deren Text uns ungereimt oder sogar unsinnig vorkommt. Ein *Lebensverhältnis* zu einem Lied gewinne ich nicht, indem ich es mir vom Leibe halte, sondern indem ich es singe, d. h. mich auf seine Eigenart als Lied einlasse. Nicht gezwungen, sondern frei, nicht um damit etwas zu erreichen, sondern aus intrinsischer Motivation. Kirchenlieder und geistliche Lieder brauchen einen Kontext, in dem sie eine sinnvolle Funktion haben. Sie brauchen einen Horizont, in dem sie verstanden werden können. Und es braucht Zeit, ein Lied zu singen und auf das, was ich da singe, zu hören.

Ein solches Lebensverhältnis zu Kirchenliedern und geistlichen Liedern ist nicht einfach da, es will jeden Tag erworben, ja erarbeitet werden. Dazu aber müssen singende Menschen, muss eine lebendige *Gemeinde* dasein, in deren Gottesdiensten ich am Sonntag jenen Kontext finde und sich mir jener Horizont auftut, in dem ich in ein Lied einstimmen kann, weil ich mich darin verstanden finde.

Schwierigkeiten mit Liedern des Gesangbuchs, die im Gottesdienst gesungen werden (sollen), zeigen an, *dass mit dem Gottesdienst etwas nicht stimmt*. Es stimmt etwas nicht an der gängigen kirchlichen Praxis, die Teilnehmer eines Gottesdienstes Lieder singen zu lassen, die ihnen nicht vertraut und lieb geworden sind, sondern vielmehr als unliebsame Zumutung empfunden werden. „Im Gottesdienst“, so der praktische Theologe und Hymnologe Jürgen Henkys, „mischen sich ... die Urteile der Singenden: Ihre Zustimmung und Kritik betreffen Wort und Weise, Aktualität und Kontinuität, Stil und Geschmack – und in dem allen das Verhältnis von Lied und Leben. Wenn es denn stimmt, dass sich Theologie im Gespräch zu bewähren hat, dann ist das Gespräch über Lieder eine vielseitige und reizvolle Herausforderung. Das Gesangbuch insgesamt macht solchen belehrenden Austausch nötig. Das von den vielen Verschiedenen gemeinschaftlich gesungene Einzellied macht ihn fruchtbar“.³²

Über das Verhältnis von Lied und Leben muss also das *Gespräch* geführt werden, damit die Teilnehmer eines Gottesdienstes verstehen, was sie singen. Diesen Austausch in der Gemeinde zu fördern, um ihr die Lieder des Gesangbuchs zu erschließen, ist eine wichtige Aufgabe des pastoralen und des kantoralen Amtes.³³ Wie aber, wenn Menschen zum Gottesdienst kommen, die zu den dort gesungenen Liedern (von geringen „Restbeständen“ abgesehen) kein Lebensverhältnis haben? Ein Lebensverhältnis zu Liedern setzt ja voraus, dass ich durch

ein vom Glauben bewegtes Singen sozialisiert worden bin oder werde. Das lässt sich nicht im Handumdrehen vermitteln. Es lässt sich ebenso wenig durch etwas anderes ersetzen, wie man sprechen, gehen und schwimmen durch etwas anderes lernt als Sprechen, Gehen und Schwimmen.

Geistliches Singen will geübt sein

„Singen ist ein feine edle kunst vnd exercitium“, hat Martin Luther gesagt.³⁴ Die alten Theologen und Kirchenmusiker der Reformationszeit und der lutherischen Orthodoxie wussten noch von der frommen Übung und Kunst des geistlichen Singens zu sprechen, weil sie in jenem wiederholten gottesdienstlichen und persönlichen Gebrauch erfahren waren, zu dem das Gesangbuch bestimmt ist. Heute stehen wir alle, ob wir nun Kirchendisziplinierte oder mit der Kirche Hochverbundene sind, in der spätmodernen Lebens- und Arbeitswelt, die auf rasche Mobilität, ständigen Austausch und Wechsel und weltweite mediale Kommunikation angelegt ist, vor derselben Herausforderung: Formen zu finden, in denen gemeinschaftlich und kontinuierlich Leben aus dem Glauben möglich ist. Nicht nur der Gottesdienst der Gemeinde braucht eine solche wiederholbare, d. h. rituelle Form, sondern auch die persönliche individuelle Praxis des Glaubens. Diese Form, die in früheren Jahrhunderten durch die Tradition vorgegeben war, ist heute zu wählen. Ich kann wählen, welche Form ich meinem alltäglichen Leben aus dem Glauben gebe. Aber die Tatsache, dass dieses Leben eine Form braucht, in der

der Glaube praktiziert, d. h. täglich neu geübt wird,³⁵ wenn er nicht verkümmern soll – diese Tatsache steht nicht zur Wahl. Die von mir gewählte Form beizubehalten und den Glauben in ihr zu üben erfordert geistliche Disziplin. Die rituelle Form verleiht dem Tag und der Woche einen bestimmten Rhythmus, eine bestimmte Ordnung. Um mit Liedern leben zu lernen, brauche ich also diese drei: Form, Disziplin und Rhythmus.

„Wer Lieder singt, übt sich ein in die Sprache des Glaubens.“³⁶ Wie der Glaube will auch das vom Glauben bewegte Singen geübt sein.³⁷ Folgende Schritte zur Einübung in ein vom Glauben bewegtes Singen sind möglich:

1. Sich zu einer *Gemeinde* halten, in der nicht nur das Singen, sondern auch der Austausch über die gesungenen Lieder gepflegt wird und in deren Gottesdiensten ich mit Freude mitsingen kann. Dazu braucht es vor Ort eine Pfarrerin / einen Pfarrer mit Liebe zum Kirchenlied, verbunden mit hymnologischer und liturgischer Bildung; eine Kirchenmusikerin / einen Kirchenmusiker, die es verstehen, die Gemeinde zum Singen anzuleiten; Menschen, die sich zum gemeinschaftlichen Singen bewegen lassen.
2. An *Gottesdiensten* teilnehmen, in denen die Liturgin / der Liturg sich in persona auf das einlassen, was sie sagen oder tun, und das Evangelium durch eine Prediger / einen Prediger erklingt, die in persona lebendige Stimme des Evangeliums (*viva vox evangelii*) sind.

3. Sich mit einer persönlichen *Auswahl von Liedern* aus dem EG vertraut machen, indem man sie mit einer gewissen Regelmäßigkeit (werktags und sonntags) liest und singt, so dass sie mit der Zeit zu guten Freunden werden. Auf die Anzahl kommt es nicht an, wohl aber darauf, sich die ausgewählten Lieder so anzueignen und zu lernen, dass man sie irgendwann auswendig singen und sagen kann.

4. Sich im Liedersingen *üben*, indem ich immer wieder für mich selbst singe, aufmerksam hörend, wie meine Stimme klingt und wie die Worte klingen, die da durch mich laut werden. Mit gutem Grund sprach Luther von der edlen Kunst und Übung des Singens. Um Lieder so zu singen, dass es „stimmt“ und ich mit Herz und Stimme dabei bin, genügt es nicht, nur bei Gelegenheit oder je nach Lust und Laune zu singen.

5. Sich *Tageszeiten* für den Umgang mit Liedern suchen, an denen es in ritualisierter, d. h. wiederholbarer Form möglich ist, sie zu singen. Solche Zeiten geben dem Tag einen Rhythmus, und die Lieder können durch den Tag nachklingen. Aus verschiedenen Gründen empfehlen sich die Zeiten, die die kirchliche Tradition seit je für das tägliche Beten vorsieht: Morgen, Mittag, Abend (und Nacht).

6. Das *Gesangbuch* im Haus und unterwegs bei sich haben, um immer wieder darin zu lesen. Dabei ist das laute Lesen bzw. Vorlesen dem stillen Lesen vorzuziehen, weil sich auf diese Weise die poetische Sprache der Lieder besser einprägt.

7. Nicht aufhören, *Erfahrungen* zu machen im persönlichen Umgang mit Liedern aus dem EG (und anderen Gesangbüchern und Liedsammlungen). Nur durch Erfahrung kann ich herausfinden, wie ein Lied gesungen sein will; welches Lied jetzt zu mir und meinem Leben passt; welche Lieder ich gern und ohne Vorbehalt mitsinge und in welche Lieder ich nicht – oder nicht mehr – guten Gewissens mit einstimmen kann. Dazu gehört die Bereitschaft, neue Erfahrungen zu machen. Sie erlaubt mir, mich zu korrigieren und von anderen korrigieren zu lassen.

Die Schrittfolge ist nicht entscheidend. Man kann mit jedem der hier aufgeführten Schritte anfangen. Wichtig ist, dass auch die übrigen folgen. Wer diese Schritte anspruchsvoll findet, hat Recht. Ein Lebensverhältnis zu Liedern zu gewinnen, das Gesangbuch als Lebensbegleiter zu benutzen gelingt nicht, wenn man den Anspruch, der Glaube sei singend zu üben, nicht gelten lässt.

Gesungener Glaube heute

Die Reformation vermochte noch als Singbewegung das Volk zu bewegen. Heute ist das Singen, zumal in Deutschland, keine derart selbstverständliche Lebensäußerung mehr, dass man Menschen aus allen Schichten quer durch die Gesellschaft zum Singen von Kirchenliedern motivieren könnte. Belehrt durch die Kultursoziologie, wissen wir inzwischen von unterschiedlichen Milieus, die sich u. a. durch ihren Lebensstil, ihre Werte und Vorlieben signifikant unterscheiden.³⁸

Kirchenlieder und der Umgang mit dem Gesangbuch müssen in der ‚Erlebnisgesellschaft‘ zum Erlebnis werden, damit sich Menschen aus bestimmten Milieus überhaupt für sie interessieren. Für manche ist schon der Gegenstand Gesangbuch ein Stück Hochkultur, mit dem sie sich niemals von selbst oder einfach so beschäftigen würden. Für andere wiederum liegt es außerhalb ihrer kulturellen Interessen, das Gesangbuch so zu benutzen, wie es gedacht ist: als Handbuch gesungenen Glaubens, durch dessen Gebrauch sich die Welt des Glaubens erschließt.

Wie kann Kirche in einer zunehmend fragmentierten Gesellschaft die Lebensbezüge von Kirchenliedern verdeutlichen? In welchen Formen muss gesungener Glaube sich mitteilen, damit auch Menschen mit jugendkulturell-modernem, von Do-it-yourself geprägtem, modernem und traditionsorientiertem, unauffälligem Lebensstil seine Relevanz für ihr Leben erkennen? Ein Lebensverhältnis zu Kirchenliedern kann nur da wachsen, wo diese Lieder einen Ort haben, wo sie immer wieder neu erklingen: in einer singenden Gemeinde. Und es braucht einen Ort im Alltag, wo sie dem Einzelnen immer wieder neu begegnen oder mitgehen können.

Gesucht: Theologen, die zu singen wagen

Wenn nach der Einübung des persönlichen Umgangs mit dem Gesangbuch gefragt wird, muss natürlich auch gefragt werden, wie denn junge Theologinnen und Theologen mit dem Gesangbuch

umgehen. Ihr späterer Beruf als Pfarrerrinnen und Pfarrer erfordert, dass sie sich mit dem Gesangbuch vertraut machen. Sie müssen regelmäßig Gottesdienste vorbereiten und leiten; dabei sind sie in der Regel auch für die Auswahl der Lieder zuständig, die die Gemeinde singen soll. Aber auch im Religions- und Konfirmandenunterricht, in der Altenarbeit sowie in der seelsorglichen Begleitung von Kranken und Sterbenden ist das Gesangbuch ein wichtiges Hilfsmittel – oder kann es zumindest sein, wenn Theologinnen und Theologen selber gewohnt sind, mit seinen Liedern zu leben.

Eine entsprechende kirchliche Praxis wird allerdings durch eine bis heute hymnologisch defizitären Theologenausbildung erschwert, die weder der theologischen Bedeutung des Singens, noch der Wichtigkeit des Gesangbuches für die Identität der evangelischen Kirche angemessen Rechnung trägt.³⁹ Obwohl dieser Mischstand seit Jahrzehnten kritisiert wird,⁴⁰ hat eine entsprechende Ausbildungsreform nicht stattgefunden. Vikarinnen und Vikare kennen oft nur noch wenige Lieder des Gesangbuches aus ihrer eigenen christlichen Sozialisation. Die musikalische Ausbildung in den Predigerseminaren kann dieses Defizit kaum ausgleichen, wenn nicht die jungen Theologinnen und Theologen selbst sich darum bemühen. Eine Ursache für ihre geringe Kenntnis von Kirchenliedern liegt wohl darin, „dass viele Pfarrerrinnen und Pfarrer sich nicht trauen oder nicht in der Lage sind, im Schul- und Konfirmandenunterricht regelmäßig Lieder aus dem EG

zu singen“.⁴¹ Dieses Sich-nicht-Trauen färbt als negatives Vorbild ab und kann sich mit der Überzeugung verbinden, die Kinder und Jugendlichen, die man unterrichte, lebten ohnehin in anderen sozialen und kulturellen Welten, wo Kirchenlieder nur als Fremdkörper wirkten. Welche kuriosen Blüten das Vorbild pastoraler Singabstinenz im Unterricht treibt, zeigt ein Beispiel aus der Theologenausbildung: Ein Vikar erklärt in seinem Kurs, er wolle mit dem Gesangbuch in den Religionsunterricht gehen und mit den Schülern singen. Die übrigen Vikarinnen und Vikare reagieren verständnislos: Wie er denn darauf komme, so etwas tun zu wollen? „Wir wollen doch nahe bei den Menschen sein!“

Die Anekdote belegt, dass es unter jungen Theologinnen und Theologen inzwischen ein fundamentales Missverständnis ihrer eigenen Berufsaufgabe gibt. Man spricht von Traditionsabbruch, aber der Begriff erfasst nur unzureichend, was hier geschieht. Es ist eine Haltung, die man besser als Selbstsäkularisierung der Kirche bezeichnet. Dabei wird angenommen, Kirchenlieder lägen den Zeitgenossen zu fern, als dass der Abstand sich überwinden ließe. In Wirklichkeit spiegelt die Annahme aber die eigene Ferne von Kirchenliedern: ein jugendkulturelles Vorurteil, das sich überwinden ließe durch Theologinnen und Theologen, die selber mit Kirchenliedern leben und es wagen, sie Kindern und Jugendlichen in geeigneter Form nahe zu bringen. Dabei könnte auch mehr als bisher mit Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusikern zusam-

men gearbeitet werden. So kann z. B. die Kirchenmusikerin vor Ort oder der Dekanatskantor in Konfirmandengruppen kommen, um ihre Freude am Singen zu wecken und ihnen einen Zugang zu Liedern des Gesangbuchs zu vermitteln.

Wer pflegt den Gemeindegesang?

Das Gesangbuch, im reformatorischen Sinn verstanden, ist ein Liederbuch für die Gemeinde. Es ist das Buch einer Kirche, in der die *Laien* – das Volk – etwas im Gottesdienst zu singen und zu sagen haben.⁴² Darum konnte ein Cyriakus Spangenberg in seinen Liedpredigten sagen: Wir sollen, „so Christen sein wollen / Gott zu ehren / dem Teuffel zu wider / und uns zur lehre und erinnerung / gerne geistliche Lieder lernen / und in der Gemeine und daheimen singen“.⁴³ Wo die Laien im Hören auf die Stimme des Evangeliums ihre geistliche Würde entdecken, kommt es zu einer Erneuerung des Gemeindegesangs, ohne die sich auch der persönliche Umgang mit diesem Buch nicht erneuern wird. Nur Protestanten, zu deren wesentlichen Identitätsmerkmalen das Singen mit der Gemeinde zählt, werden auch in ihrem Alltag das Gesangbuch in die Hand nehmen und zu gebrauchen wissen.

Die Verlegenheit einer evangelischen Kirche, die sich als Volkskirche begreift, liegt nun darin, dass sie strukturell keinen hohen Grad an verbindlicher Beteiligung vorsieht, andererseits aber auf bestimmte Formen der Beteiligung unabdingbar angewiesen ist, soll sie als dem Evangelium entsprechende Kirche nicht un-

kenntlich werden. Zu diesen unabdingbaren Beteiligungsformen gehört der Gemeindegesang. Er kann nicht von Menschen gepflegt werden, die Kirche nur bei bestimmten Anlässen „in Anspruch nehmen“, d. h. als Dienstleister für im Rahmen der individuellen Lebensgeschichte bedeutsame Kasualien gebrauchen. Die Pflege des Gemeindegesangs setzt vielmehr voraus, dass Gemeindeglieder in den Teilhabeformen gottesdienstlichen Singens zuhause sind und die vom Gesangbuch angebotenen Möglichkeiten zu realisieren vermögen. Eine „in Halbdistanz und mit Vorbehalt“ gelebte volkskirchliche Religiosität ist dazu nicht in der Lage.⁴⁴

Lebendiges Singen ist Beteiligungskirche

Im EG bildet sich der Liederkanon ab, auf den die evangelische Kirche in Deutschland sich am Ende des 20. Jahrhunderts verständigt hat. Er enthält Lieder, die prägend und identitätsstiftend für evangelische Gemeinden und evangelisches Christsein sind. Aber das Buch allein tut's nicht! Damit aus ihm wirklich ein „Liederbuch für die Gemeinde“ und ein „Gebrauchsbuch für den Alltag“ wird, müssen Menschen dasein, die sich als singende Gemeinde versammeln. In dem Maße, wie Lieder des Gesangbuchs durch sie lebendig werden, kann auch erkennbar werden, dass evangelisches Christsein und das Gesangbuch zusammengehören. Lebendiges Singen in und mit der Gemeinde ist die Form von Beteiligungskirche, die die Kirche braucht, um nach innen und außen überzeugend zu

vermitteln, dass sie im Sinne der Reformation evangelische Kirche, d. h. eine Kirche des Volkes ist.

■ *Michael Heymel, Heidelberg*

- 1 Zit. nach Martin Rößler, Prospekt eines Projekts, in: Auf dem Weg zum neuen Gesangbuch. Beiträge aus der Gesangbucharbeit (= EKD Texte 36), Hannover 1990, 5–53, hier: 14.
- 2 Claudia Hoffleit, Gesangbuchrevision: Ein neues „Evangelisches Gesangbuch“ anstelle des „Evangelischen Kirchengesangbuches“. Eine erste theologische Kritik am neuen „Evangelischen Gesangbuch“ im Kontext von Gesangbucharbeit und Gesangbuchgeschichte, in: MuK 64 (1994), 215–226, hier: 224.
- 3 Zur historischen und theologischen Kritik am EG vgl. außer dem Aufsatz von Claudia Hoffleit auch: Johann Anselm Steiger, Die unaufgeklärte Gesangbuch-Revision. Eine historische und theologische Kritik am neuen Evangelischen Gesangbuch, in: ThR 60 (1995), 204–226; ders., Das Evangelische Gesangbuch und seine unevangelischen Schwachstellen. Eine Metakritik am Gesangbuch-Apologismus, in: KuD 41 (1995), 303–318.
- 4 Hoffleit, a. a. O. 225.
- 5 Steiger, Das Evangelische Gesangbuch, a. a. O. 310.
- 6 Steiger, ebd. 308.
- 7 Rößler, Prospekt eines Projekts, a. a. O. 49.
- 8 Ebd.
- 9 Ebd.
- 10 [Hanns Kerner], Die Kirchenmusik. Wahrnehmungen aus zwei neuen empirischen Untersuchungen unter evangelisch Getauften in Bayern (= Perspektive Gottesdienst), hrsg. vom Gottesdienst Institut der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg o. J., 31–33.
- 11 Ebd. 31.
- 12 Ebd. 32.
- 13 Vgl. Singen im Gottesdienst. Ergebnisse und Deutungen einer empirischen Untersuchung in evangelischen Gemeinden. Im Auftrag der Liturgischen

- Konferenz hrsg. von Klaus Danzeglocke, Andreas Heye, Stephan A. Reinke und Harald Schroeter-Wittke, Gütersloh 2011. Die Studie wurde in der Adventszeit mit 4.674 Gottesdienstteilnehmern v. a. in Nordrhein-Westfalen und im Rheinland durchgeführt, die überwiegend der Kerngemeinde angehören und aus dem Niveaumilieu der überdurchschnittlich Gebildeten kommen. Weitere Untersuchungen in anderen Landeskirchen, die zu anderen Zeiten des Kirchenjahres durchgeführt werden und andere soziokulturelle Milieus erfassen, wären daher nützlich, um auf breiterer Grundlage Befunde über das Singen im Gottesdienst zu gewinnen.
- 14 Darauf weist Harald Schroeter-Wittke in seinem anregenden Beitrag hin: Kommentar aus religionspädagogischer Sicht – Hymnologiedidaktische Überlegungen, a. a. O. 115–125, hier: 123 f. Im Übrigen ist damit zu rechnen, dass auch ein nicht geringer Teil der 10–13-Jährigen – bei der Umfrage ein knappes Drittel der Befragten – „gerne Choräle und liturgische Gesänge mitsingen“ (Günter Kenel, a. a. O. 74).
- 15 Singen im Gottesdienst, 49; vgl. Michael Meyer-Blanck, ebd. 64; Jochen Kaiser, ebd. 88.
- 16 Vgl. Singen im Gottesdienst, 45 f.
- 17 Vgl. dazu den Beitrag von Jochen Kaiser: Kommentar aus Sicht einer empirischen Kirchenmusikstudie, a. a. O. 79–90.
- 18 Vgl. dazu Peter Bubmann, Zwischen Traditionsverlust und Beheimatung im Glauben: Unsere Kernlieder, in: epd-Dokumentation Nr. 40–41/2011, 32–47.
- 19 Einen guten Überblick verschafft Elisabeth Fillmann, „WortLaute“, „Fußnoten“ & Co. – „LebensWeisen“ des Kirchenlieds. Sondierungen zur Rolle von Liederheften für das Singen von Einzelnen, Gruppen und Gemeinden in den Zeiten von DEG, EKG, „Gotteslob“ und EG, ebd. 85–96.
- 20 Eine Studie, die Gesangbuchvorreden des 16. bis 18. Jahrhunderts im Blick auf ihre Bedeutung für Frömmigkeit und Seelsorge auswertet, wird von mir vorbereitet.
- 21 Siehe unter <http://www.dendanskesalmebogonline.dk>
- 22 Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch. Im Auftrag der EKD hrsg. von Gerhard Hahn und Jürgen Henkys (= Handbuch zum Evangelischen Gesangbuch Bd. 3), Göttingen 2000 ff. Bisher sind Heft 1–18 erschienen.
- 23 Wolfgang Herbst, Komponisten und Liederdichter des evangelischen Gesangbuchs (= Handbuch zum Evangelischen Gesangbuch Bd. 2), Göttingen 1999; neu aufgelegt, aber leider nicht inhaltlich auf den neusten Stand gebracht unter dem Titel: Wer ist wer im Gesangbuch? Göttingen 2001; Martin Rößler, Liedermacher im Gesangbuch. Liedgeschichte in Lebensbildern, Stuttgart 2001.
- 24 Christian Möller (Hrsg.), Ich singe dir mit Herz und Mund. Liedauslegungen, Liedmeditationen, Liedpredigten. Ein Arbeitsbuch zum Evangelischen Gesangbuch, Stuttgart 1997.
- 25 Vgl. z. B. Wolfgang Rüppel, Bedenkt, was ihr singt. Predigten und andere Texte zu Liedern und Kantaten, München 2007; Martin Rößler, Psalter und Harfe, wach auf. Liedpredigten, Stuttgart 2009; Wolf Dietrich Berner (Hrsg.), Liedgottesdienste im Kirchenjahr, Göttingen 2010.
- 26 Vgl. Michael Heymel, Lieder für die Seele – Einführung in Musikalische Seelsorge, Studienbrief S 49, in: Brennpunkt Gemeinde. Missionarische Impulse für Verkündigung und Gemeindeaufbau 60 (2007), Heft 2, 14 Seiten.
- 27 Die Kirchenmusik, a. a. O. 32 Anm. 82. Hervorh. von mir, M. H.
- 28 Winfried Zeller, „Dass Christus unser Lob und Gesang sei“. 450 Jahre evangelisches Gesangbuch, in: Ders., Theologie und Frömmigkeit. Gesammelte Aufsätze, hrsg. von Bernd Jaspert, Marburg 1978, 14–22, hier: 16.
- 29 Vgl. Heinrich Riehm, Das Gesangbuch als Glaubens- und Lebenshilfe, in: ders., Auf dem Weg zum Evangelischen Gesangbuch 1993 und zum Lied-Regionalteil Baden – Elsass und Lothringen – Pfalz (= Sonderveröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der Evangelischen Landeskirche in Baden, Bd. 7), Karlsruhe 2011, 198–207, hier: 199.
- 30 Gerhard Isermann, Ich singe nicht mehr alles mit, in: Zeitzeichen 8/2011, 46–48.
- 31 Hier lässt der alte Rationalismus des 18. Jh.s grüßen, der bei Gesangbuchrevisionen viel Schaden angerichtet hat. Man muss daran erinnern, dass aufgeklärte Gesangbuchreformen im Geist des Rationalismus, die alte Lieder völlig entstellten, bis weit ins 19. Jh. in den Gemeinden auf Widerstand stießen und von hymnologisch gebildeten Theologen kritisiert wurde.

- 32 Jürgen Henkys, in: Liederkunde zum Evangelischen Gesangbuch (= Handbuch zum Evangelischen Gesangbuch, Bd. 3), Heft 1, Göttingen 2000, 27.
- 33 Vgl. die dazu hilfreichen fünf Leitfragen bei Henkys, ebd. 25–27.
- 34 Martin Luther, WATR 1, Nr. 1300. Nach anderen Überlieferungen: „Singen ist die beste Kunst und Übung“ (WATR 1, Nr. 1878) und: „*Canere optima ars est et exercitium*“ (WATR 1, Nr.2362).
- 35 Den Glauben üben (*fidem exercitare*) ist bei Martin Luther eine häufig gebrauchte Wendung. Luther hat den Glauben als Übungsweg verstanden und gelehrt, es sei in allen täglichen Arbeiten möglich, seinen Glauben zu üben (vgl. WA 6, 234 f.). Es gelte, sich täglich in Glaube und Gebet zu üben (WA 4, 691; 40/III, 47). Auf dieser Spur sind ihm später Sören Kierkegaard und Dietrich Bonhoeffer gefolgt.
- 36 Christa Reich, Das Gesangbuch als Hausbuch: Sprachschule des Glaubens, in: Evangelium: klingendes Wort, Stuttgart 1997, 138–141, hier: 139.
- 37 Vgl. jetzt auch Silke Harms, Glauben üben. Grundlinien einer evangelischen Theologie der geistlichen Übung und ihre praktische Entfaltung am Beispiel der „Exerzitien im Alltag“ (= APLH 67), Göttingen 2011. Nach Harms ist das Singen bei Luther als geistliche Übung unter katechetischem Aspekt bedeutsam (vgl. a. a. O. 101 ff.), insofern es dazu dient, sich christliche Lehre einzuprägen. „Das regelmäßige Singen der lutherischen Katechismuslieder im Alltag (im Morgen- und Abendgebet ...) und im Gottesdienst zielte über die rein intellektuelle Aneignung grundlegender Glaubensinhalte hinaus auf das menschliche Herz als Ort des persönlichen Glaubens und diente der ‚Tiefenwirkung und dynamischen Entfaltung des Wortes‘“ (ebd. 103).
- 38 Vgl. Gerhard Schulze, Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart, Frankfurt-New York 1996. Die EKD Mitgliedschaftsstudie von 2002 unterscheidet bei den Kirchenmitgliedern sechs Lebensstiltypen: 1. hochkulturell-traditionsorientierter Lebensstil, 2. gesellig-traditionsorientierter Lebensstil, 3. jugendkulturell-moderner Lebensstil, 4. hochkulturell-moderner Lebensstil, 5. ein von Do-it-yourself geprägter, moderner Lebensstil und 6. traditionsorientierter, unauffälliger Lebensstil.
- 39 Hymnologie ist für keine der evangelischen Landeskirchen in Deutschland ein examensrelevantes Studienfach. Es hat im Theologiestudium de facto den Rang eines Orchideenfaches.
- 40 Philipp Reich schrieb vor fast 30 Jahren: „Der fehlenden Ausbildung der evangelischen Pfarrer in liturgischen und musikalischen Fragen entspricht weit hin ihre Urteilslosigkeit auf diesen Gebieten. Weil sie nie angehalten worden sind, sich um das Kirchenlied oder um Kirchenmusik zu bemühen, meinen sie, daß der Kirchenmusiker, der auf musikalischen (oder auch nur sprachlichen) Qualitätsmaßstäben besteht, ein liebloser Ästhet sei, der an den ‚Bedürfnissen‘ der Gemeinde vorbeigeht, um seiner elitären Kunstvorstellung zu genügen“ (Philipp Reich, Hundert Jahre Verband evangelischer Kirchenchöre Deutschlands 1883–1983, in: MuK 54 (1984), Heft 2, 54–71, hier: 68).
- 41 Kirchenmusik in der EKHN. Bericht der Kirchenleitung, Darmstadt, im April 2011 (Synode der EKHN), Drucksache Nr. 05/11, S. 13.
- 42 Nach Johann Rüppel, Bedenkt, was ihr singt. Predigten und andere Texte zu Liedern und Kantaten, München 2007, 200.
- 43 Cythara Lutheri, erster Teil: Erfurt 1569, zit. nach: Christian Möller (Hrsg.), Kirchenlied und Gesangbuch. Quellen zu ihrer Geschichte (= Mainzer Hymnologische Studien Bd. 1), Tübingen-Basel 2000, 106.
- 44 Vgl. Kristian Fechtner, Diskretes Christentum, in: Zeitzeichen 10/2011, 22–24, hier: 24.

Die Zukunft der Orgel im Gottesdienst

Gottesdienste mit oder ohne Orgel? Beides ist heute möglich. Nach der Zukunft der Orgel als Instrument in unseren Gottesdiensten fragt Dr. Martin-Christian Mautner, Dozent für Liturgik am Predigerseminar und für liturgische Fächer an der Hochschule für Kirchenmusik der Evangelischen Landeskirche in Baden in Heidelberg. Dabei greift er auf eine Umfrage unter den Studierenden der Hochschule für Kirchenmusik und Lehrvikarinnen und Lehrvikaren des Predigerseminars zurück.

I. Die Orgel in unseren Gottesdiensten – ein geliebtes und verehrtes Kuriosum

Es ist schon merkwürdig: Da erfindet ein alexandrinischer Ingenieur¹ zur Zeit des Hellenismus (3. Jahrhundert vor Christus) den „Hydraulos“, die „Wasserorgel“. Dies Instrument, eine Art mechanisiertes Flötenensemble, dient zur Volksbelustigung – ein Stück fürs Kuriositätenkabinett oder, wie wir heute sagen würden, „ein Gag“. Auch den Römern gefällt der „Hydraulos“; er wird in der Folge bei den durchaus nicht immer feinen Spektakeln in den Arenen eingesetzt. Erhaltene Fußbodenmosaikern künden davon.²

Während der Völkerwanderung gerät dann das doch einigermaßen komplexe Instrument in Vergessenheit – zumindest in Westeuropa. Anders im Osten: Die Byzantiner als Erben der römischen Antike erfreuen sich weiterhin an den Klängen

des Instruments – inzwischen (nach dem Ende der Gladiatorenkämpfe) besonders bei Pferderennen.

Nun begibt es sich, dass eine Delegation des byzantinischen Kaisers sich auf den Weg macht zum jungen fränkischen Kaiserhof³. Bei solcherlei Anlässen bedarf es vorzeigbarer Geschenke – und so nimmt man kurzerhand ein Exemplar des Instruments mit, außerdem einen Elefanten, welchem allerdings der weite Weg nach Germanien und das nasskalte Wetter dort nicht bekommt. Das Instrument allerdings begeistert – und man sucht einen entsprechend würdigen Ort zur Aufbewahrung. So kommt das „Organon“ (griech. = Instrument⁴) in der Aachener Pfalzkapelle zu stehen, wo allerlei (vor allem geistliche) Würdenträger es bewundern und für ihre Kirchen nachgebaut haben möchten⁵...

Damit beginnt (ungeachtet diverser Rückschläge⁶) der Siegeszug der Orgel in den Gottesdiensten des Abendlands – zunächst für Vor- und Nachspiele, dann mit Musik sub communionem, schließlich (ab der Mitte des 17. Jahrhunderts⁷) als das Begleitinstrument für den Gemeindegesang. Die Geschichte ist bekannt.

Uns Heutigen scheint Orgelspiel geradezu als Inbegriff sakraler Musik⁸: Man preist sie als „die Königin der Instrumente“. Ihr zu lauschen ist stets aufs Neue erhebend, oft genug auch überraschend⁹. Etliche Orgelkompositionen kennen auch diejenigen Zeitgenossen, die üblicherweise keinen oder fast keinen Zugang zu „klassischer Musik“ haben.

Aber: Es regt sich auch Widerstand gegen unsere gottesdienstliche Musik, für welche die Orgel paradigmatisch steht;¹⁰ „altmodisch“ sei sie, zu klischeehaft, nicht dem modernen Zeitgeschmack entsprechend. Viele Gottesdienste des sogenannten „Zweiten Programms“ meiden sie geradezu, greifen lieber auf Bands, Combos oder Gospelchöre zurück; für Kasualien (Trauungen etwa) lässt sich ein ähnlicher Trend beobachten. So stellt sich die Frage nach der Zukunft der Orgel als Instrument unserer Gottesdienste.

II. Eine Umfrage

Ich wollte mehr dazu erfahren und habe so eine kleine Umfrage durchgeführt unter solchen Menschen, die sich mit unmittelbar mit unserer Frage beschäftigen – nämlich Studierenden der Hochschule für Kirchenmusik, angehenden Kantorinnen und Kantoren also, und Lehrvikarinnen und Lehrvikaren des Predigerseminars. Die – selbstverständlich keineswegs repräsentative, aber doch höchst aufschlussreiche – Umfrage wollte das Folgende in Erfahrung bringen:

1. Welches Verhältnis haben Sie persönlich zur (Kirchen-)orgel?
2. Welche Assoziationen weckt in Ihnen der Klang einer Orgel?
3. Wie würden Sie die Rolle beschreiben, welche die Orgel im Rahmen des christlichen Kultus einnimmt?
4. Gottesdienste ohne Orgelmusik sind für mich ...
5. Was meinen Sie zur Zukunft der Orgel als Instrument unserer Gottesdienste? (Bitte differenzieren Sie nach Hauptgottesdiensten, Gottesdien-

ten des sogenannten „Zweiten Programms“ und Kasualgottesdiensten.)

Bei allen, die sich an der Befragung beteiligt haben, möchte ich mich hiermit herzlich bedanken.

Zu den Antworten im einzelnen:

Zu 1.

Erwartungsgemäß spiegeln die Antworten der jungen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker hierauf Begeisterung. Das Folgende mag als Beispiel dienen: „*Schon von frühester Kindheit an hat mich der Klang und das äußere Erscheinungsbild der Orgel fasziniert. Kein anderes Instrument besitzt eine vergleichbare Klangvielfalt und Stärke.*“

Aber auch die Vikarinnen und Vikare antworten zumeist entsprechend:

„*Ein positiv gestimmtes Verhältnis.*“

„*Verhältnis – sehr positiv. Die Orgel gehört zu einer Kirche dazu. Ich kann mir nicht richtig vorstellen, einen Gottesdienst ohne Orgel zu feiern (mit Ausnahme vielleicht eines ‚Spezial-Gottesdienstes‘).*“

„*Die Orgel ist ein wunderschönes Instrument, das ich im Gottesdienst nicht missen möchte.*“

„*Ich habe ein sehr enges emotionales Verhältnis zur Orgel, spiele auch selbst auf dilettierendem Niveau, interessiere mich für Orgelbau.*“

Eine Antwort bringt ein interessantes Bild: „*Einige konkrete Orgeln schätze ich, wie man eine gute Tanzpartnerin schätzt. Entweder wegen ihres Klangs oder wegen der vielen Übstunden, die ich an ihr zuge-*

bracht habe. Auch eine Tanzpartnerin mag man nicht immer...

Allerdings wird das Verhältnis zur Orgel nicht von allen künftigen Pfarrerrinnen und Pfarrern als derart positiv beschrieben: *„Es gehört – der Gewohnheit nach – zum Gottesdienst Orgelmusik zu hören. Darüber hinaus habe ich selbst kein Bedürfnis nach Orgelklängen.“*

Zu 2.

Gefragt nach Assoziationen, die der Klang einer Orgel weckt, antworten die Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker etwa: *„Erhabenheit, Größe, Pracht, Macht; aber auch Zartheit, Romantik, Klarheit, Melancholie, Schmerz“* – und preisen damit die enorme Ausdrucksvielfalt, über welche die Orgel verfügt.

Bei den Vikarinnen und Vikaren lesen sich die Antworten so:

„Raumerleben, Raumfülle, Einstimmung und Begleitung von gemeinsamem Singen, Feierlichkeit...“

„Der Klang einer Orgel bedeutet für mich eine ‚andere‘ Welt. Es ist etwas Besonderes, was man nicht jeden Tag hören kann. Es öffnet sich eine Welt der ‚Feierlichkeit‘, eine Welt der zeitlosen Musik, die für mich immer noch einen großen Stellenwert im Gottesdienst hat.“

„Gottesdienste mit Orgelmusik haben eine besondere Atmosphäre, laden zur Andacht ein. Ich denke auch an die Bedeutung der Kirchenmusik für den Gemeindeaufbau.“

„Blättern und Registrieren beim Orgelspiel meines Vaters gehören für mich zu den tiefsten Kindheitserinnerungen.“

Vermutlich lassen die doch wenigen Antworten keine weitreichenden Schlüsse zu, jedoch fällt ein Aspekt auf: Während Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker stark beeindruckt sind von ihrem je eigenen sehr emotionalen Verhältnis zur Orgel, das Instrument also tendenziell eher solistisch eingesetzt betrachten, spielt bei den Theologinnen und Theologen die gemeinschaftbildende und -fördernde Funktion des Orgelspiels (bei Vor- und Nachspiel sowie zur Liedbegleitung im Gottesdienst) eine besondere Rolle.

Auch hier zeigen abweichende Antworten, dass das entstehende Stimmungsbild auch andere Tönungen aufweist:

„Meine Assoziationen beim Orgelklang? Das kommt darauf an, wer spielt; ist sehr organistenabhängig!“

„Zurücklehnen und warten...“

In einem Fall denkt ein Vikar beim Orgelklang gar an *„verrückte Genies wie Kapitän Nemo“* oder *Graf Dracula*¹².

Zu 3.

Bei dieser Frage sollte die Funktion der Orgel in unseren Gottesdiensten zur Sprache kommen. Ein Kirchenmusiker sieht die Rolle des Instruments darin, *„Bindeglied der Teile des christlichen Gottesdienstes“* zu sein.

Die Eröffnung des Gottesdienstes und die Einstimmung in die Feier wird genannt, auch die Begleitung des Gesangs (sowohl der Gemeinde als auch der Liturgin/des Liturgen). Eine Antwort sieht in der (lutherischen) Trias von Altar, Kanzel und Orgel das Sinnbild für Kirche und christlichen Gottesdienst überhaupt.

Darauf, dass es nicht nur um „*musikalische Umrahmung*“ oder gar „*Untermalung*“ gehe, sondern um „*Gestaltung*“, ja „*Führung*“, weisen mehrere Antworten hin.

Die Vikarinnen und Vikare betonen, die Orgel markiere mit ihrem Klang das „*Herausgehobensein aus dem Alltäglichen*“, außerdem bedeute der Klang vielen „*Beheimatung*“ im Gottesdienst, was ja die Spendenbereitschaft für die Renovierung eines Instruments oder gar einen Neubau zeige. Als besonders glücklich bezeichnet ein Vikar, wenn dem Orgelspiel eine „*musikalische Interpretation des Gottesdienstinhaltes insgesamt und in seinem Fortschreiten (Gottesdienstweg)*“ gelinge.

Dass die Wahl der Orgelliteratur bzw. die Art der Improvisation „*stilbildend*“ wirkt (und wirken soll), darauf weist eine Vikarin hin – und ein Kollege bringt es auf den Punkt: „*Orgel ist ein wichtiges Stück Kultur im Kultus.*“

Alle Organistinnen und Organisten wird es freuen, dass ihrem Instrument eine solche Bedeutung beigemessen wird – und ihr Dienst als für den Gottesdienst wesentlich wertgeschätzt wird auch von denen, die in den kommenden Jahrzehnten die Gestaltung unserer Gottesdienste bestimmen werden.

Zu 4.

Gleichwohl war bereits die Rede davon, dass die Orgel erst relativ spät diese wichtige Funktion in unseren Gottesdiensten übernommen hat. Während des gesamten ersten Jahrtausends der Geschichte

des Christentums kommt sie nicht vor; in den Kirchen des Ostens und anderen sucht man sie bis heute vergebens. Außerdem dürfen wir die Tendenz zu gottesdienstlichem Feiern unter Verzicht auf die Orgel nicht übersehen. So wollte ich hier ein spontanes Meinungsbild eruieren und bat folgenden Satz zu ergänzen: „Gottesdienste ohne Orgelmusik sind für mich ...“

Die Antworten lauten etwa:

„... möglich.“

„... *durchaus denkbar; Gitarre oder Band sind bisweilen angemessener im Blick auf den Charakter eines Gottesdienstes.*“

„... *zwar denkbar, aber sie sollten nicht die Regel sein.*“

„... *möglich, aber etwa wie Brot mit zu wenig Salz; man kann das Brot zwar essen, merkt aber, dass etwas fehlt.*“

„... *auch möglich; längerfristig würde aber eine wunderbare Tradition verloren gehen.*“

„... *möglich, aber etwas farblos. Natürlich kann eine Orgel durch prächtiges Instrumentalspiel oder Vokalmusik adäquat ersetzt werden, aber Gottesdienst gänzlich ohne Orgel verlieren doch sehr an unmittelbarem Eindruck und Farbe.*“

Und – bekenntnishaft –:

„*Die Gottesdienstform, die mir am ehesten entspricht, kommt nicht ohne Orgelmusik aus.*“

„*Orgelmusik gehört zum Gottesdienst dazu! Das ist mir persönlich sehr wichtig. Gottesdienste ohne Orgelmusik sind für mich dennoch ‚vollwertige‘ Gottesdienste. Je nach den Mitfeiernden sollten verschiedene Musikstile berücksichtigt werden...*“

Zu 5.

Wie nun stellen sich die Befragten die Zukunft der Orgel als Instrument unserer Gottesdienste vor? Mir lag daran, dass die Antworten differenzieren sollten nach Gottesdienstformen – klang doch schon in den Voten zu der vorigen Frage an, dass es vermutlich nicht eine einzige Linie der Entwicklung, sondern deren mehrere geben wird.

Zunächst zu unseren „Haupt-“ und damit „Regelgottesdiensten“:

„Ich würde mir wünschen, dass die Orgel bei den Hauptgottesdiensten ihren Platz behielte.“

„Ich denke, in den Hauptgottesdiensten wird die Orgel auch weiterhin quasi ‚unersetzlich‘ bleiben.“

„Die Orgel wird fester Bestandteil der Sonntagsgottesdienste bleiben; am stärksten wird die Orgel im Vor- und Nachspiel sich halten können.“

„Die Orgel soll und wird weiterhin das Hauptinstrument unserer Gottesdienste bleiben; allerdings wäre eine Entwicklung der Orgelmusik in Richtung Jazz/Pop m. E. notwendig.“

Die letztgenannte Antwort lässt bereits den Wunsch nach (und die Bereitschaft zu) einer Öffnung mit Blick auf alternative Musikformen im Gottesdienst erkennen – unter Beibehaltung der Orgel als ‚eigentlichem‘ Instrument; das zeigen auch folgende Äußerungen:

„Weitere parallele Musikformen in alternativen Gottesdiensten, aber auch in unseren Hauptgottesdiensten halte ich für begrüßenswert und zukunftsfruchtig.“

„Bei allem Festhalten an der Orgel ... denke ich, dass wir uns auf neuere und modernere Formen der Kirchenmusik einlassen müssen – wobei allerdings Orgelmusik ja auch sehr modern sein kann!“

„Ein gut ausbalancierter Mix aus Altem und Neuem ist immer und grundsätzlich erstrebenswert.“

Scheint also der Primat der Orgel – ständiges Bemühen um Aktualisierung der Literatur bzw. der Improvisationstechniken vorausgesetzt – im „Hauptgottesdienst“ auch in Zukunft gesichert, so zeigt sich hinsichtlich der Gottesdienste des sogenannten „Zweiten Programms“ (Jugend-, Familien-, Lobpreis-, Seekergottesdienste u. v. a.) ein etwas anderes Bild:

„Im Zweiten Programm wird sich die Rolle der Orgel verändern.“

„Auch im Zweiten Programm kann die Orgel eine wichtige Rolle spielen, aber wohl nur als eine von vielen Möglichkeiten.“

„Bei den Gottesdiensten des Zweiten Programms gilt Offenheit für Vieles, auch und gerade Experimentelles.“

„Die Orgel muss – und kann sich, wenn sie gut gespielt wird – bei den Gottesdiensten des Zweiten Programms dem jeweiligen Anlass mit entsprechender Musik anpassen; der Einsatz z. B. von Bands oder Combos ist sicher richtig, sollte aber nicht zu einer Ausschließlichkeit führen, denn das würde zu Eintönigkeit und zu einseitiger stilistischer Festlegung führen.“

Bei den Kasualien (Trauungen, Bestattungen ...) wird zwar gesehen, dass „künstliche Tonträger“ sowie „Instrumental- und Vokalsolisten“ entsprechend der Abnah-

me des Gemeindegesangs an Bedeutung gewinnen, allerdings ist einhellige Meinung, dass die Orgel hier wohl in Zukunft der wichtigste Klangkörper bleiben wird – auch „*mangels brauchbarer Alternativen*“.

Bemängelt wird immer wieder die Qualität der etwa in Friedhofskapellen und Trauerhallen befindlichen (oft älteren elektronischen) Instrumente.

III. Fazit

Die durchgeführte Befragung ergibt, dass es um das Image der Orgel als Hauptinstrument unserer Gottesdienste bei den künftig liturgisch Agierenden nicht so schlecht bestellt ist, wie man vielleicht befürchten mag. Im Gegenteil: Es fällt auf, welch gutes Verhältnis – ja, welche starke emotionale Bindung – sowohl junge KirchenmusikerInnen als auch VikarInnen zu diesem Instrument haben.

So brauchen wir uns offenbar nicht grundsätzlich um die Zukunft der Orgel in unseren Gottesdiensten zu sorgen, wenn auch bei Gottesdiensten des sogenannten „Zweiten Programms“ und teilweise bei Kasualien (Trauungen) die Dominanz der Orgel einer größeren musikalischen Vielfalt weichen müssen. Diese Entwicklung dürfen wir aber begrüßen und nach Kräften unterstützen – denn Begleitung scheint mir mit Blick auf Inhalte und Qualität wichtig.

Die Umfrage zeigt aber auch, dass der künftige Stellenwert der Orgelmusik in unseren gottesdienstlichen Feiern an Bindungen geknüpft scheint wie

- die Sicherung der Qualität¹³ des Orgelspiels,
- ebenso Achtsamkeit hinsichtlich der Qualität sowie der Pflege und Wartung der Instrumente,
- die Bereitschaft zu stilistischer Weiterentwicklung im Literaturspiel und bei der Improvisation,
- eine gewisse Experimentierfreude im Entdecken neuer interessanter Kombinationen (vokal und instrumental) ...

Besonders wünschenswert scheint mir außerdem eine konsequente Förderung des Gemeindegesangs¹⁴ – nicht nur in unseren „Hauptgottesdiensten“, sondern etwa auch bei Kasualien. Hierzu kann entsprechende Orgelbegleitung (mit interessanten Intonationen, variabler Strophenbegleitung, Registervariabilität, textausdeutenden Elementen, vielleicht einer Orgelstrophe ...) einen unschätzbaren Dienst leisten.

Wenn gilt, dass etwas nicht aufgegeben wird, wenn man noch etwas davon erwartet, dann deuten die Antworten auf die Umfrage auf eine Zukunft unserer Orgeln hin. Das sollte uns freuen und zugleich Ansporn sein zum getrosten und zuversichtlichen Musizieren auf der „Königin der Instrumente“ – Gott zur Ehre und unseren Nächsten zur Freude!

■ *Martin-Christian Mautner, Heidelberg*

1 Als Erfinder gilt Ktesibios; vgl. Walther Haffner/Walter Opp, *Kleine Orgelkunde*, in: Walter Opp, *Handbuch des kirchenmusikalischen Dienstes im Nebenamt*, Berlin 1977, S. 59

-
- 2 Vgl. die Mosaiken der römischen Villa im saarländischen Nennig.
 - 3 Vgl. Walther Haffner/Walter Opp, a.a.O., S. 60. Es handelt sich wohl um eine Delegation des Kaisers Konstantin V. (reg. 741–775) im Jahre 757 an den Hof des Frankenkönigs Pippin III. (reg. 751–768).
 - 4 Hermann Menge, Griechisch-Deutsches Wörterbuch, Berlin 2.1913, S. 496; Wilhelm Gemoll, Griechisch-Deutsches Schul- und Handwörterbuch, München u. Wien 1965, S. 549
 - 5 Berühmt ist etwa die 951 erwähnte Orgel der Kathedrale von Winchester; vgl. Walther Haffner/Walter Opp, a. a. O., S. 60
 - 6 So die Entfernung der Orgeln im Zürcher Gebiet 1527 im Zuge der Reformation dortiger Prägung – vgl. William Nagel, Geschichte des christlichen Gottesdienstes, Berlin 1970, S. 148; zur theologischen Motivation vgl. Michael Nüchtern, Keine Kirche ohne Musik, in: Jan Badewien/Michael Nüchtern Hg., Gotteslob im Klang der Zeit, München und Berlin 2001, S. 17
 - 7 Vgl. William Nagel, a. a. O., S. 160. Als Wegbereiter gilt Samuel Scheidt (1587–1654) mit seiner „Tabulatura Nova“ (1624) und seiner „Görlitzer Tabulatur“ (1644) – vgl. Viktor Lukas, Reclams Orgelmusikführer, Stuttgart 5.1986; Joachim Stalman, Compendium zur Kirchenmusik, Hannover 2001, S. 66; Martin Rößler, Das 17. Jahrhundert, in: Christian Möller Hg., Kirchenlied und Gesangbuch, Tübingen und Basel 2000, S. 128 f.; Friedrich Kalb, Grundriss der Liturgik, München 3.1985, S. 103.
 - 8 Vgl. zu Recht: Evangelischer Oberkirchenrat der Evangelischen Landeskirche in Baden Hg., Liturgischer Wegweiser, Karlsruhe 2008, § 18; zur Funktion: § 106; vgl. ders. Hg., Liturgischer Wegweiser, Karlsruhe 1989, S. 49
 - 9 Vgl. Viktor Lukas, a. a. O., Vorwort zur 1. Auflage 1963, S. 6
 - 10 Vgl. Rolf Schweizer, Lebendige Gottesdienste durch liturgische Varianten, München 2000, S. 3 (Vorwort)
 - 11 Vgl. Jules Verne, 20.000 Meilen unter dem Meer (1870)
 - 12 Bram Stoker, Dracula (1897)
 - 13 Zum Qualitätsbegriff im Zusammenhang mit gottesdienstlicher Musik vgl. etwa Harald Schützeichel, Die Feier des Gottesdienstes, Düsseldorf 1996, S. 67 f.; vgl. auch EKD Hg., „Von anderen lernen“ – Dokumentation des Workshops „Qualitätsentwicklung von Gottesdiensten“, Hannover 2008; zur Diskussion um eine kirchenmusikalische Ästhetik s. Johannes Matthias Michel, Brauchen wir heute eine Ästhetik der Kirchenmusik?, in: Jan Badewien/Michael Nüchtern Hg., Gotteslob im Klang der Zeit, München und Berlin 2001, S. 94 ff. Die Frage nach der Qualitätssicherung ist selbstverständlich auch unmittelbar mit der Frage der künftigen Sicherung der Ausbildung unserer Kirchenmusikerinnen und -musiker verbunden.
 - 14 Vgl. Markus Jenny, Die Zukunft des evangelischen Kirchengesangs, Zürich 1971, S. 9 ff.; die bereits vor Jahrzehnten geäußerte (vielleicht auch zu harsch kritisierende) Analyse von Markus Jenny scheint mir auch aktuell noch bedenkenswert.

Ein paar Ideen für Veranstaltungen und Aktivitäten im Jahr der Kirchenmusik aus der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau

Ein Blick „über den Tellerrand“: Was machen denn die andern so im Jahr der Kirchenmusik? Der folgende Artikel wirft einen Blick nach Hessen und Nassau und gibt Anteil an den Überlegungen des „Zentrums Verkündigung“ der Landeskirche dort zum Jahr der Kirchenmusik. Gedanken, die sich an Kirchenmusikerinnen und -musiker richten, von denen wir meinen, dass sie auch für Pfarrerinnen und Pfarrer von Interesse sein und Impulse in der Zusammenarbeit mit Organistinnen und Organisten setzen können.

1. Glocken draußen und drinnen

Holen Sie als Organistin oder Organist den Klang Ihres Kirchengeläutes in den Kirchenraum: Stecken Sie während des Eingangsgeläutes die Töne des Geläutes auf den Orgeltasten eines Manuals fest (mit Bleistiften oder kleinen Gewichten). Schalten Sie dann ein oder mehrere Register für dieses Manual ein. Spielen Sie zu diesem Klang, möglichst auf einem anderen Manual oder dem Pedal, ein oder mehrere Melodien von Liedern, die im Gottesdienst gesungen werden sollen. Probieren Sie vorher aus, ob die Tonarten passen, transponieren Sie gegebenenfalls. Oder spielen Sie ein Glockenlied, z. B. „Bruder Jakob“. Oder spielen Sie eine freie Improvisation. Beenden Sie das Stück, in dem Sie die „Glockentöne“-Tasten nacheinander freigeben, als ob das Geläut ausklänge.

2. Musikalische Kirchenraumerkundung

Kirchenpädagogik ist ein wachsendes Arbeitsfeld. Erkunden Sie doch einmal mit einer Gruppe Ihre Kirche mit musikalischen Mitteln. Sie brauchen nur die eigene Stimme, chinesische Esstäbchen oder Bleistifte für jede Person und eventuell ein Gesangbuch.

Und so geht's: Ich summe/singe die erste Strophe meines Lieblingsliedes von verschiedenen Plätzen in der Kirche: unter dem Eingangsportal, hinter der Altar, von der Orgelempore, auf der Kanzel, hinter dem Taufbecken, an der Ostwand des Chores. Wo gefällt mir der Klang am besten? Das Spiel kann nacheinander durchgeführt werden, dann kommt jede/r einzeln zur Geltung. Es können auch alle Aktionen gleichzeitig durchgeführt werden, dann ergibt sich ein farbiger Gesamtklang im Kirchenraum.

3. Orgelführung (nicht nur) für Gehörlose

Die Schwingungen z. B. einer tiefen Basspfeife zu spüren ist ein besonderes Erlebnis, ebenso das „Seufzen“ eines großen Keilbals zu hören. Die Königin der Instrumente bietet viele Entdeckungsmöglichkeiten für Alt und Jung, für Hörende und Gehörlose.

4. Monatslieder

Stellen Sie jeden Monat ein bestimmtes Lied in den Mittelpunkt, das Sie im Gottesdienst, im Konfiunterricht, im Kirchen-

vorstand, in der Kita ... singen, darüber predigen, dazu eine musikalische Andacht gestalten ...

5. Chöre singen ihre Lieblingslieder

Stellen Sie sich gegenseitig Ihre Lieblingsstücke vor. Beim z. B. Dekanatschorstag wäre dafür eine gute Gelegenheit. Sie erweitern dadurch Ihr eigenes Repertoire und schaffen ein gemeinsames, das von mehreren Chören im Dekanat beherrscht wird. Wodurch die ein oder andere Männerstimme mal schnell zum Helfen ausgeliehen werden könnte ...

6. Musikalischer Frühschoppen

Laden Sie ein zum „Musikalischen Frühschoppen“ nach dem Gottesdienst. Verbunden mit einem leckeren Buffet und unter Mitwirkung der musikalischen Gruppen lässt sich Gemeinde leicht zum Singen motivieren. Lied- und Essensauswahl gemäß der (Kirchen-)Jahreszeit gestalten.

7. Kindergottesdienst-Band

Das Singen gehört meistens zum Kindergottesdienst dazu. Nicht jedes Kiga-Team aber verfügt über die Fähigkeit, den Gesang auf dem Klavier oder mit der Gitarre zu begleiten. Bilden Sie doch eine „Musikalische Eingreiftruppe“, die mit einem bestimmten Repertoire an Liedern das Dekanat bereist und die diversen Kindergottesdienste mitgestaltet.

8. J. S. Bachs Johannes-Passion im Gottesdienst

Dazu brauchen Sie nicht zwangsläufig eine große Kantorei, professionelle Gesangssolisten und Instrumentalisten. Burg-

hardt Zitzmann hat das Werk so bearbeitet, dass Sie alle Chorstücke z. B. mit einem Projektchor innerhalb von drei Monaten erarbeiten und es mit 2 Flöten, 2 Oboen, Fagott und Streichquintett klanglich ansprechend gestalten können. Die Gesamtdauer der musikalischen Teile beträgt eine Stunde. Eine gute Möglichkeit, den „Geist von Bach“ in unseren Kirchen im Rahmen einer Andacht zur Passion oder am Karfreitag zum Klingen zu bringen.

9. „Mein liebstes Kirchenlied“ – eine Kolumne in Ihrem Gemeindebrief

Wie wäre es, wenn das Jahr der Kirchenmusik in jedem Gemeindebrief im Jahr 2012 thematisiert wird? Eine Möglichkeit wäre, dass es eine durchlaufende Kolumne gibt, in der Menschen ihr liebstes Kirchenlied benennen und beschreiben, warum ihnen dieses so wichtig ist, welche Erinnerungen damit verknüpft sind.

10. Freitags abends, 21.30 Uhr

Eine gut gefüllte Kirche, Alt und jung sind versammelt, lauschen der Orgelmusik und hören auf die Instrumentalisten, singen Abendlieder und gehen nach einer Stunde erfüllt nach Hause ... **Mondscheinkonzert** nennt sich diese Veranstaltung und wenn Sie denken „Schade, das ist bestimmt in Frankfurt oder Darmstadt“, dann liegen Sie falsch. Ulrike Sgoddatheiß führt diese Konzerte schon seit etlichen Jahren im ländlichen Dekanat Grünberg erfolgreich durch und kann dieses Format für das Jahr der Kirchenmusik nur empfehlen.

11. Top-Ten-Gottesdienst

Lernen Sie die Lieblingslieder Ihrer Gemeinde kennen! Aus einer Vorschlagsliste oder aus allen Liederbüchern kann jedes Gemeindeglied z. B. zehn Lieder auswählen. Die zehn meistgenannten Lieder werden dann in einem besonderen Gottesdienst gesungen und über eines davon gepredigt oder ...

12. Wochenlied in der Zeitung

Sie schreiben regelmäßig Andachten für die Zeitung? Vielleicht sind die jeweiligen Wochenlieder bzw. geeignete Alternativen ein guter thematischer roter Faden für das kommende Jahr der Kirchenmusik.

13. Himmlische Musik im Film

Gibt es ein Programmkinofilm oder ein Kirchenkinofilm in Ihrem Ort? Dann schlagen Sie doch eine Reihe mit Musikfilmen wie z. B. „O happy day“, „Vaya con dios“, „Young at heart“ oder „Wie im Himmel“ vor. Vielleicht gibt es vorher eine Einführung oder hinterher ein Gespräch zum Film. Vielleicht singt Ihr Chor Stücke aus dem Film?

14. Gemeinsam klingt nach mehr

Mehrere kleinere Chöre schließen sich zusammen, um ein Werk, gerne auch mit Orchester, zu erarbeiten, das sie alleine nicht auf die Beine stellen könnten. Literaturtipps und Noten zum Ausleihen finden Sie in der Bibliothek des Zentrums Verkündigung in Frankfurt. Führen Sie die Musik möglichst in allen Gemeinden auf, aus denen die mitwirkenden Chöre kommen.

15. Spontanchor

... à la Flashmob: eine überraschende Angelegenheit, die im Vogelsberg genauso funktioniert wie in Frankfurt. Der Auftritt des Kirchenchores beim Gemeindefest z. B. könnte anstelle auf einer Bühne mitten aus der Gemeinde heraus erfolgen: Menschen an unterschiedlichen Stellen stehen auf und beginnen zu singen. Suchen Sie nach Gelegenheiten, bei denen viele Menschen versammelt sind und überraschen Sie mit Ihrem Gesang.

16. Sieben Wochen ohne

Verzichten Sie doch mal – auf die Orgel! Gestalten Sie an den Sonntagen der Passionszeit z. B. an wechselnden Orten in Ihrem Dekanat einen Gottesdienst, der bewusst auf den Einsatz der Orgel verzichtet. Entdecken und nutzen Sie die Möglichkeiten einer orgelfreien Zone.

■ <http://www.zentrum-verkuendigung.de/unsere-themenbereiche/kirchenmusik/jahres-ideenboerse.html>

Schätzungsweise 1.100 nebenberufliche ehrenamtliche Kirchenmusikerinnen und -musiker sind in Baden tätig, mit denen wir Pfarrerinnen und Pfarrer nicht nur in ländlichen Gemeinden zusammenarbeiten. Wichtig wahrzunehmen, wie diese sich zu ihrer Situation und Zufriedenheit äußern. Christoph Bogon, Vorsitzender des Verbandes evang. Kirchenmusikerinnen und -musiker in Baden, hat dazu eine Umfrage gestartet und ausgewertet.

Gott loben, das ist unser (Neben-)Amt ...?

Auswertung des Fragebogens zur Situation und Zufriedenheit nebenberuflicher und ehrenamtlicher Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in unserer Landeskirche

Seit längerem macht sich unser Verband Gedanken darüber, wie Kolleginnen und Kollegen im nebenberuflichen kirchenmusikalischen Dienst besser wahrgenommen und angesprochen werden können. Damit sich unser Verband für diesen Personenkreis noch besser einsetzen kann, hat der Verbandsrat 2010 beschlossen, sich mit Hilfe eines Fragebogens einen Überblick über die Gesamtsituation der nebenberuflich geleisteten Kirchenmusik in unserer Landeskirche zu verschaffen. Der Fragebogen wurde 2010 über die Bezirkskantorate und viele Pfarrbüros in der Landeskirche verteilt, der Rücklauf und die Auswertung geschahen anonym. Von schätzungsweise 1.100 nebenberuflich beschäftigten Kirchenmusikerinnen

und -musikern haben wir 234 Rückmeldungen bekommen, was über 20 % entspricht. In der Statistik wird schon ab einem Ergebnis von 5 % von einer hohen Repräsentanz der Studie gesprochen, die Aussagekraft unserer Ergebnisse für die tatsächlichen Verhältnisse dürfte also gegeben sein. Den Kolleginnen und Kollegen, welche sich sowohl für die Verbreitung eingesetzt, als auch den Fragebogen ausgefüllt haben, sei an dieser Stelle herzlich gedankt.

Der Fragebogen war in 8 Abschnitte gegliedert:

1. **Situation:** Fragen zu Ausbildung, Beruf, Art der kirchenmusikalischen (kimu.) Tätigkeit etc.
2. **Arbeitsbedingungen:** Fragen zu Quantität und Qualität der Arbeitsmittel wie z. B. Orgeln, Räume etc.
3. **Aufgabenverständnis:** Fragen zum Verantwortungsgefühl und Engagement in der kimu. Tätigkeit
4. **Wertschätzung:** Fragen zur Wahrnehmung der kimu. Arbeit, Kontakt zur Gemeindeleitung, etc.
5. **Finanzen:** Fragen, ob die Vergütung und die Sachmittel angemessen sind
6. **Fortbildung und Verbandsarbeit:** Fragen zur Qualität der Angebote und zur eigenen Bereitschaft
7. **Perspektiven:** Fragen, ob Bereitschaft zur weiteren Ausübung der Tätigkeit besteht
8. **Einzelanmerkungen:** Raum für persönlich und örtlich spezifische Fragestellungen

Von den Antwortenden wurde nicht die Beantwortung aller Fragen erwartet, unter den Fragen zu 2. bis 7. haben wir bei jeder Frage um eine Einschätzung anhand einer Skala von 1 (= trifft voll und ganz zu) bis 5 (= trifft überhaupt nicht zu) gebeten. Im Folgenden versuche ich, innerhalb dieser Gliederung signifikante Ergebnisse darzustellen, wobei ich um eine faire Beschreibung der Ergebnisse bemüht bin. Für eine vollständige Darstellung der Auswertung reicht der Platz hier nicht aus. Die genauen Daten sind bei Bedarf zu beziehen bei: *Landesverband evangelischer Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker in Baden, Der Vorsitzende, Bezirkskantore Christoph Bogon, Wehrer Str. 5, 79650 Schopfheim*

1. Situation

Kirchenmusik im Nebenberuf wird in unserer Landeskirche im Schnitt 3,1 Stunden pro Woche betrieben, wobei der Minimalwert bei 0,5 und Maximalwert der Stellenanteile bei 15 Wochenstunden liegt. In drei Viertel aller Fälle sind die Ausübenden hierfür qualifiziert, (D-Prüfung: 24,9 %, C-Prüfung: 32 %, B-/A-Prüfung: 7,6 %, andere Musikhochschulabschlüsse: 11 %). Knapp 90 % sind mit ihrer Tätigkeit bei einer oder mehreren Gemeinden gebunden, nur 6,9 % sind im reinen Vertretungsdienst tätig. Die Tätigkeit selber ist in den meisten Fällen (56,4 %) das Orgelspiel, gefolgt von der Kombination Orgel- und Chorleitungsdienst¹ (20 %) und nur Chorleitungsdienst (17,8 %).

Proportional zu diesen hohen Werten für die traditionelle Ausübung der Tätigkeit

sind auch die Angaben zum ausgeübten Musikstil: 64,3 % gaben „Klassik“ an. 32,4 % tun das aber auch in einer Kombination mit Populärmusik. Der Anteil von reinen Populärmusikerinnen und -musikern ist mit 1,4 % sehr niedrig. Vom Bildungsgrad und der Religionszugehörigkeit her ist die Gruppe weitgehend homogen, 74,8 % haben Abitur oder Fachabitur und 85,2 % gehören der evangelischen Landeskirche an. In der Wahl des Hauptberufes stellen Lehrerinnen und Lehrer die größte Gruppe (34,4 % davon 8,8 %² Musiklehrerinnen bzw. -lehrer), gefolgt von Rentnerinnen und Rentnern (15 %) und Musikerinnen und Musikern (16,3 %, davon 3,8 % Kirchenmusikerinnen und -musiker).

Der hohe Anteil von Personen im Ruhestand ist signifikant für die Altersverteilung im Beruf. Für die Zukunft sind die Ergebnisse hier besorgniserregend: über die Hälfte sind älter als 50 Jahre (50–65 Jahre: 30,2 %, über 65 Jahre: 27,6 %), geringe Attraktivität scheint Kirchenmusik im Nebenberuf gerade bei jungen Menschen zu haben, der Anteil von 18–19-Jährigen liegt bei 9,1 %, von Personen unter 18 Jahren erreichte uns kein einziger Fragebogen. Ebenfalls muss sich der Verband Gedanken um die Akzeptanz bei den nebenberuflichen Kolleginnen und Kollegen machen, nur 18,4 % sind Mitglied.

2. Arbeitsbedingungen

Im Großen und Ganzen geben hier die Kolleginnen und Kollegen ihrer Zufriedenheit mit ihren Arbeitsmitteln Ausdruck. Insgesamt 77,3 % (Werte 1 und 2)

finden, dass ihnen ausreichend Arbeitsräume und Instrumente zur Verfügung stehen³. Die Qualität von Räumen und Instrumenten wird auch insgesamt als zufrieden stellend bewertet: 67,6 % der in der Chor- und Ensembleleitung Tätige gaben den Wert 1 und 2 an⁴, im Orgeldienst lagen die Werte 1 bis 3 je im 20 %-Bereich⁵. Weniger als 2 % sind mit der Quantität und Qualität ihrer Arbeitsmittel gänzlich unzufrieden.

3. Aufgabenverständnis und 4. Wertschätzung

Mir erscheint es sinnvoll, in diesen beiden Punkte gemeinsam die Auswertung zu vergleichen um unmittelbar Rückschlüsse zwischen Übereinstimmungen und Diskrepanzen im eigenen Aufgabenverständnis und der wahrgenommenen Wirklichkeit aufzuzeigen.

Die Vermutung, dass der Wunsch nach Verantwortlichkeit für Kirchenmusik im Nebenberuf nachvollziehbar weniger stark ausgeprägt ist, als im Hauptberuf, wird durch die Ergebnisse bestätigt. Auf den Satz „Ich möchte für die Kirchenmusik meiner Gemeinde insgesamt verantwortlich sein“, liegen 60,4 % in den Werten 3 bis 5 (27,2 % im Wert 5; 9,1 % im Wert 1)⁶. Gleichwohl möchten die Kolleginnen und Kollegen aber an den Entscheidungen ihrer Gemeinden beteiligt sein: 78,1 % in den Werten 1 bis 3 (29,1 % im Wert 1; 4,1 % im Wert 5)⁷. Diese Erwartung scheint aus Sicht der Betroffenen nicht erfüllt zu werden: auf die Frage, ob die Gemeinde Entscheidungen bezüglich der Kirchenmusik mit den Betroffenen gemeinsam trifft, liegen die Werte zu 60,0 % in den

Werten 3 bis 5 (28,4 % im Wert 5; 6,4 % im Wert 1)⁸. Stark ausgeprägt ist auch der Wunsch, dass die Planung der kirchenmusikalischen Arbeit im Team geschehen möge (Werte 1 und 2: 53,6 %; Wert 5: 6,6 %)⁹. Auch hier hinkt die wahrgenommene Wirklichkeit (Werte 1 und 2: 41,3 %; Wert 5: 12,5 %)¹⁰, dem Wunsch hinterher.

Gelingt es, Strukturen zu finden, die Kirchenmusikerinnen und -musiker auch (und nicht nur) im Nebenberuf stärker in die kirchenmusikalischen Entwicklungen und Entscheidungen ihrer Gemeinden einbinden zu können?

Gleichwohl können diese Mankos die grundsätzlich guten Beziehungen zur örtlichen Gemeindeleitung nicht trüben. Der Kontakt zur Gemeindeleitung und zur örtlichen Person im Pfarrdienst wird zu rund 80 % als gut bis sehr gut (Werte 1 und 2) angegeben¹¹ und 79,9 % fühlen sich in ihrer Arbeit wertgeschätzt bis sehr wertgeschätzt (Werte 1 und 2; Wert 1: 51,5 %)¹². Die sprichwörtlich schlechten Beziehungen zur Pfarrerin bzw. zum Pfarrer ist mit unter 8 % in den Werten 4 und 5 in Bezug auf den Kontakt¹³ wohl kein Problem der badischen Landeskirche.

Auf der Kirchenbezirksebene sind die Bande etwas loser geknüpft. Der Kontakt zur Person im jeweiligen Bezirkskantoren- bzw. -kantorenamt ist mit 73,9 % in den Werten 1 bis 3 (Wert 1: 33,6 %) noch relativ gut. Allerdings haben 10,3 % (Wert 5) keinen befriedigenden Kontakt¹⁴, und Ämter wie Bezirksobfrau bzw. -mann¹⁵ (Werte 3 bis 5: 46,0 %; keine Angabe: 38,9 %)¹⁶ oder Vertrauenspfarrperson für

Kirchenmusik¹⁷ (Werte 3 bis 5: 46,8 %; keine Angabe: 35,5 %) sind im Bewusstsein der Befragten wohl kaum verankert¹⁸. Ebenso ist die Bereitschaft, Veranstaltungen des Bezirkskantors (z. B. Kirchenmusikkonvente) zu besuchen, schwach ausgeprägt: 59 % in den Werten 3 bis 5 (Wert 5: 27,0 %; Wert 1: 13,1 %) ¹⁹.

Die im Kolleginnen- und Kollegenkreis oft geführte Klage, dass die Lieder zum Gottesdienst immer zu spät mitgeteilt werden, findet durch die Ergebnisse allerdings keine Bestätigung: 61,6 % (Werte 1 und 2) geben an, dass die Gottesdienstplanung einschließlich der Liedauswahl rechtzeitig geschieht (Wert 5: 6,6 %) ²⁰.

5. Finanzen

Grundsätzlich ist zu sagen, dass die Vergütungsordnungen für Kirchenmusik mehr Zustimmung als Ablehnung erfahren, wobei hier die eindeutige Zustimmung unter 50 % liegt. (Werte 1 und 2: 47,3 %; Werte 4 und 5: 20,8 %) ²¹. Die Kolleginnen und Kollegen sind auch weitestgehend mit ihrer persönlichen Vergütung zufrieden (Werte 1 und 2: 57,3 %; Werte 4 und 5: 16,0 %) ²². Allerdings ist der größere Teil der Befragten auf den Verdienst nicht wirtschaftlich angewiesen: (Wirtschaftliche Angewiesenheit: Werte 4 und 5: 46,2 %; Werte 1 und 2: 32,6 %) ²³, was eventuell zu einer gewissen Großzügigkeit bei der Beantwortung der Fragen zur Angemessenheit mit sich geführt hat. Auch der viel gescholtene Abrechnungsbürokratie bescheinigen 50,2 % (Werte 1 und 2), dass diese effektiv und in angemessenen Zeit-

räumen arbeitet. Unzufrieden mit dieser sind nur 15,4 % (Werte 4 und 5) ²⁴. Ein wunder Punkt sind allerdings die Mittel für Sachkosten und musikalische Arbeit: Nur 17,6 % (Werte 1 und 2) ²⁵ geben an, dass sie Sachkosten (z. B. Fahrtkosten) erstattet bekommen und nur 25,8 % (Werte 1 und 2) ²⁶ sind der Meinung, dass für die Kirchenmusik in ihrer Gemeinde ausreichende Etatmittel zur Verfügung stehen. So lässt sich im Bereich der nebenberuflichen Kirchenmusik das Gleiche sagen, was vielerorts auch hauptberufliche Kolleginnen und Kollegen beklagen: die oftmals grundsätzliche Einsicht zur Notwendigkeit kirchenmusikalischer Arbeit und die Wertschätzung, welche der Kirchenmusik vielerorts entgegengebracht wird, findet nur einen mangelhaften Niederschlag in der finanziellen Ausstattung der kirchenmusikalischen Arbeit.

6. Fortbildung und Verbandsarbeit

Das Interesse an Fortbildungen ist groß (Werte 1 und 2: 58,2 %; Werte 4 und 5: 14,1 %) ²⁷ führt aber nicht automatisch zu einer regen Teilnahme an diesen (Werte 1 und 2: 23,3 %; Werte 4 und 5: 40,2 %). Immerhin herrscht keine gänzliche Unzufriedenheit mit dem Fortbildungsprogramm der Landeskirche und des Landesverbandes (Werte 4 und 5: 12 %; Werte 1 und 2: 37,0 %) ²⁸. Allerdings fällt bei diesen Fragen der hohe Anteil von 30 bis knapp 45 % der nicht gegebenen Antworten auf, was wohl zeigt, dass sowohl Fortbildung als auch die Verbandsarbeit weitestgehend im Bewusstsein der nebenberuflichen Kolleginnen und Kollegen nicht verankert sind.

7. Perspektiven

Insgesamt 75,7 % (Werte 1 und 2) fühlen sich ihren Kirchengemeinden verbunden und werden längerfristig dort tätig sein²⁹. 20,3 % (Werte 1 und 2) können sich den Wechsel in eine andere Gemeinde vorstellen³⁰ und nur 8,5 % beabsichtigen ihre kirchenmusikalische Tätigkeit in nächster Zeit aufzugeben. Insofern haben die meisten Gemeinden unserer Landeskirche noch eine längerfristige Perspektive mit ihren Kirchenmusikerinnen und -musikern.

8. Einzelanmerkungen

Zum größten Teil wurden hier Tendenzen, die sich bei den Antworten in den entsprechenden Fragebögen abgezeichnet haben, in erläuternde Worte gefasst und in vielen Fällen persönliche Probleme aber auch erfreuliche Umstände ausführlicher beschrieben, es ergibt sich in diesem Abschnitt kein divergierendes Bild zu den Ergebnissen der messbar auswertbaren Fragen unter 2. bis 7.

Insgesamt bestätigen die Ergebnisse das Bild, dass in unserer Landeskirche Kirchenmusik im Nebenamt weitgehend gerne getan wird und die Probleme, so drückend sie in Einzelfällen auch manchmal empfunden werden mögen, insgesamt beherrschbar erscheinen.

Die größten Herausforderung für die Zukunft wird die Steigerung der Attraktivität des Nebenberufes Kirchenmusik bei jungen Leuten sein um den drohende Lücken im nächsten Jahrzehnt durch das altersbedingte Ausscheiden vieler Kolleginnen und Kollegen abzufangen. Hier

sind die Gemeinden bei der Anwerbung von interessierten Leuten, die Bezirkskantorate für die motivierende Ausbildung und die Landeskirche für die Schaffung und Erhaltung angemessener Rahmenbedingungen gleichermaßen gefordert. Auch die Arbeit unseres Landesverbandes muss ihre Richtung neu überdenken und stärker auf die Kirchenmusikerinnen und -musiker im Nebenamt zugehen.

■ *Christoph Bogon, Karlsruhe*

- 1 Hier und im Folgenden ist der Chorleitungsdienst von Vokalchören gemeint, der Anteil Posaunenchorleitung liegt bei 4 %
- 2 Sämtliche Prozentangaben sind auf die Gesamtheit der Ergebnisse angegeben, die 8,8 % Musiklehrerinnen und -Lehrer vereinen sich mit 25,6 % Lehrerinnen und Lehrer zum Gesamtanteil von 34,4 %.
- 3 Auswertung Frage 2.1. Generell gehe ich bei den Werten 1 und 2 von Zustimmung und bei den Werten 4 und 5 von nicht Zustimmung aus und habe diese Werte im Folgenden zur übersichtlicheren Darstellung addiert.
- 4 Auswertung Frage 2.2.
- 5 Auswertung Frage 2.3.
- 6 Auswertung Frage 3.1.
- 7 Auswertung Frage 3.2.
- 8 Auswertung Frage 4.10.
- 9 Auswertung Frage 3.5.
- 10 Auswertung Frage 4.8.
- 11 Auswertung Frage 4.1. und Frage 4.3.
- 12 Auswertung Frage 4.2.
- 13 Auswertung Frage 4.3.
- 14 Auswertung Frage 4.4.

- 15 Auswertung Frage 4.5.
- 16 In den Kommentaren unter 8. und auch teilweise in handschriftlichen Anmerkungen zu den diesbezüglichen Fragen ist ersichtlich, dass ein Großteil der Betroffenen das Amt oder die entsprechende Amtsperson gar nicht kennt.
- 17 Auswertung Frage 4.6.
- 18 Die Fragebögen waren an diesen Stellen öfters mit Glossen wie „Wer oder was ist das?“ versehen.
- 19 Auswertung Frage 3.6.
- 20 Auswertung Frage 4.14.
- 21 Auswertung Frage 5.1.
- 22 Auswertung Frage 5.2.
- 23 Auswertung Frage 5.3.
- 24 Auswertung Frage 5.6.
- 25 Auswertung Frage 5.4.
- 26 Auswertung Frage 5.5.
- 27 Auswertung Frage 6.1.
- 28 Auswertung Frage 6.4.
- 29 Auswertung Frage 7.1.
- 30 Auswertung Frage 7.2.

Krankenhilfe für 2011 abgeschlossen

Bei 7.308 bearbeiteten Anträgen, etwas weniger als im Vorjahr, erreichte die Krankenhilfe des Pfarrvereins wiederum knapp 4,5 Millionen Euro, das ist in etwa wieder das Vorjahresniveau. Die Anträge wurden wie immer sehr zuverlässig und schnell von Frau Krempel bearbeitet. Wenn keine Unklarheiten auftreten, bei denen Rückfragen erforderlich sind und uns alle Blätter des Beihilfebescheides im Original vorliegen, beträgt die durchschnittliche Bearbeitungszeit 14 Tage.

Häufig werden wir kontaktiert, wenn es um Anfragen geht, welche Kosten in welcher Höhe beihilfefähig sind oder warum nicht alle Kosten als beihilfefähig anerkannt wurden. Diese Anfragen bitten wir, an Ihre Beihilfestelle (meist der KVBW in Karlsruhe oder LBV in Fellbach/Stuttgart) zu richten. Das ist die festsetzende Stelle. Wir richten uns nach dem Bescheid der Beihilfestelle. Pflegekosten werden von uns nicht übernommen, sondern von der Pflegeversicherung. Pflegekosten sind entsprechend zu kennzeichnen als „Pflege“. Hier ist es erforderlich, Belege vorzulegen. Wir bitten auch von telefonischen Nachfragen über den Stand der Bearbeitung abzuweichen, denn die Nachforschungen sind zeitintensiv. Erst bei einer Bearbeitungszeit von mehr als vier Wochen ist eine Nachfrage sinnvoll, ob eventuell etwas auf dem Postweg verloren gegangen ist. Der Postweg wird nicht unwesentlich beschleunigt, wenn statt der Straße unser Postfach 2226 in 76010 Karlsruhe angegeben wird.

Das neue Pfarrdienstgesetz

Als Exegeten wissen wir, dass Texte auslegungsbefähigt sind. Dies gilt schon für die Gesetze und Vorschriften in der Bibel. Warum sollte es also heute anders sein? Ein erstes Beispiel sind die Vertretungs- und Urlaubsregelungen.

Im Ausführungsgesetz Baden steht: Im Pfarrdienstgesetz der EKD, das die Grundlage für das Pfarrdienstrecht in Baden bildet, heißt es:

§ 37 Erreichbarkeit

(1) *Pfarrerinnen und Pfarrer müssen erreichbar sein und ihren Dienst innerhalb angemessener Zeit im Dienstbereich aufnehmen können.*

(2) *Sind Pfarrerinnen und Pfarrer an der Erfüllung ihrer Dienstpflichten, insbesondere der Pflicht, erreichbar zu sein, gehindert, so haben sie dies unverzüglich anzuzeigen. Im Falle der Verhinderung aufgrund einer Krankheit kann ein ärztliches, amts- oder vertrauensärztliches Attest verlangt werden.*

Damit ist der frühere Begriff der Präsenzpflicht abgelöst durch die Erreichbarkeit; diese kann auf andere Weise sichergestellt werden als durch die Präsenz in der Parochie, z. B. durch ein Mobiltelefon oder den (regelmäßig abgehörten) Anrufbeantworter.

Das Wort „angemessen“ im ersten Satz birgt sicher einiges an Konfliktpotential; ist damit eine Stunde gemeint oder reicht

der gleiche Tag. Der Vergleich mit der Bereitschaft z. B. eines Arztes oder Notdienstes wäre hier völlig fehl am Platz.

Im Ausführungsgesetz der badischen Landeskirche heißt es in § 12 AG-PfDG.EKD (Zu § 37) Erreichbarkeit

Für die Zeit der Abwesenheit von der Gemeinde haben Pfarrerinnen und Pfarrer für eine ordnungsgemäße Vertretung zu sorgen. Soweit erforderlich sind die Dekanin bzw. der Dekan sowie die Schuldekanin bzw. der Schuldekan verpflichtet, Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Suche nach einer Vertretung zu unterstützen (§ 9 Abs. 3).

Grundsätzlich ist es nicht verkehrt, wenn gerade bei geplanten oder absehbaren Abwesenheiten die Vertretung durch den Ortspfarrer geregelt wird. Oft gibt es regionale Absprachen, die im 2er oder 3er Verbund die gegenseitige Vertretung sicherstellen. Dekanate, die den Aufwand gering halten möchten, werden eine Regionalisierung anstreben, die gegenseitige Vertretungen im Regelfall klärt. Ein regelmäßig auftretender Fall ist Urlaub und Fortbildung oder Krankheit.

Schwierig wird es bei Vakanz oder unerwarteten Ausfällen. Auch die Schulferien sind oft schwierig, da auch PfarrInnen ohne Kinder fast immer an die Schulferien gebunden sind. Das PfDG bestimmt, dass Dekanate dann „soweit erforderlich“ „bei der Suche nach einer Vertretung zu unterstützen“.

Das Wort „unterstützen“ kann vermutlich verschieden ausgelegt werden. Grund-

sätzlich ist damit die Übernahme der Suche nach einer Vertretung durch das Dekanat gemeint. Es reicht nicht, der Pfarrerin/dem Pfarrer Listen zuzuschicken – die hat sie/er meist schon.

Eine andere Frage ist: Wer bestimmt, wann Dekanat erforderlich ist? Entscheiden das die Hilfe suchenden Kollegen? Oder die Dekane? Im Sinne des Gesetzes trifft ersteres zu. Wenn es den PfarrerInnen nicht gelungen ist, selbst für eine Vertretung zu sorgen, ist es erforderlich, auf die Hilfe der (Schul)dekane zurückzugreifen.

In der nächsten Ausgabe wird es um Urlaub gehen.

■ *Reinhard Sutter, Kehl-Neumühl,*
Vorsitzender der Pfarrvertretung

Seniorenpfarrkollegs 2012

In diesem Jahr finden wieder zwei Seniorenpfarrkollegs statt. Die Termine sind der 21. – 23. Mai und der 17. bis 19. September 2012. Der Ort ist wie gewohnt das Haus der Kirche in Bad Herrenalb. Thematisch wird es um das „Jahr der Kirchenmusik“ und das bevorstehende Jubiläum „450 Jahre Heidelberger Katechismus“ im Jahr 2013 gehen. Die Einladungen mit weiteren Informationen, sowie der Bitte um Anmeldung erfolgt, in absehbarer Zeit.

Vor Jahren habe ich im Rahmen einer Bausteinspendenaktion eine Serigraphie von

Johannes Schreiter

aus dem Jahr 1986 aus einer limitierten und signierten Auflage mit einem

Entwurf des Medizinfensters für die Heilig-Geist-Kirche in Heidelberg

für 500 DM gekauft. Das Blatt trägt die Nummer 46/150.
Größe 95 x 69 cm.

Ich möchte die Serigraphie an jemanden, der daran Interesse hat, ohne Entgelt weitergeben – gegen eine frei festzulegende Spende für das EMS. Interessenten wenden sich bitte an Martin Achtnich, martinachtnich@t-online.de

Gabriele Hartlieb:

Du bist uns anvertraut Warum wir unser Kind taufen lassen *Patmos Verlag, 88 Seiten, 9,90 Euro*

Das Jahr der Taufe ist vorüber. Taufen bestimmen aber das kirchliche Handeln als ein zentrales Konstitutivum auch weiterhin. Kirche wird immer eine taufende Kirche bleiben. Gabriele Hartlieb, als Theologin und Germanistin viele Jahre als Verlagslektorin und Autorin bei Herder aktiv, hat ein kleines Bändchen zur Taufe veröffentlicht. Es behandelt die zentralen Themen der Bedeutung, des Zeitpunktes, der Patenschaft und der Gestaltung der Tauffeier in schöner und leicht verständlicher Weise. Insofern eignet es sich sowohl für die individuelle Vorbereitung von Taufeltern, denen man das Büchlein empfehlen oder noch besser gleich in die Hand drücken kann, als auch im Rahmen von vorbereitenden Seminaren im gemeindlichen Kontext. Es will zugleich auch eine Entscheidungshilfe für Eltern sein, die sich auf den Weg zur Taufe machen.

■ *Traugott Schächtele, Schwetzingen*

Reiner Marquard:

Vertrauen und Versprechen

Evangelische Verlagsanstalt,

231 Seiten, 14.80 Euro

„Jede Predigt ist eine Sprachschule des Glaubens.“ Mit dieser Charakteristik begründet Reiner Marquard, Rektor der Evangelischen Hochschule in Freiburg, in welcher Hinsicht er den von ihm vorgelegten Predigtband verstanden haben will. Als Sprachschule verstanden legen seine Predigten sein ganz persönliches Curriculum des Glaubens offen, an dem er anderen Anteil geben will. Dies gelingt in besonderer Weise dadurch, dass die Predigten sich ohne Ausnahme und in der dem Autor eigenen Weise der Vermittlung biblischer Orientierung im komplizierten Geflecht gesellschaftlich-geistesgeschichtlicher Zusammenhänge verschrieben haben. Die Eröffnungspredigt, die sich in Auseinandersetzung mit Genesis 3 mit dem Slogan „Geiz ist geil“ beschäftigt, ist dafür ebenso ein Beleg wie die Predigt zu Johannes 8, die eine kompakte Ethik der Partnerschaft beinhaltet. Man spürt deutlich, aber ohne Aufdringlichkeit, dass der Prediger sich den Anliegen der Anthropologie und der Sozialethik verpflichtet fühlt.

Die insgesamt 41 Predigten sind nicht in der Abfolge des Kirchenjahres, sondern in der biblischen Reihenfolge der Predigttexte angeordnet. Dass 19 Predigten sich auf Texte der Evangelien beziehen (9 davon auf das Johannes-Evangelium), ist darüber hinaus ein Fingerzeig auf die theologische Prägung des Predigers. Zwei Predigten widmen sich Liedern des Evangelischen Gesangbuches.

Zwei Bilder von Elisabeth Nüchtern auf der Titelseite verleihen dem Predigtband auch eine ansprechende äußere Gestaltung.

■ *Traugott Schächtele, Schwetzingen*

Kirchenmusik ist diakonisch

Kirchenmusik sollte vor allem – um einen Begriff Peter Bubmanns zu benutzen – „menschentreue Musik“ sein. Sie sollte nicht verstanden werden als eine sich vornehmlich selbst genügende Kunst, sondern als Musik für die Menschen, als eine Musik, die sich ihrer Bedürfnisse annimmt. Leider aber – so Rolf Schweizer – „muß man betroffen feststellen, wie wenig die kirchenmusikalische Arbeit beispielsweise zu den Fragen sozialer und psychischer Hilfeleistungen oder [...] zur allgemeinen Entwicklung der Friedensfähigkeit des Individuums beisteuert.“⁵³ Diese Defizite müssen ausgeglichen werden. Kirchenmusik ist nicht zuletzt auch eine Angelegenheit der Seelsorge – ein Aspekt, der in der Poimenik noch erstaunlich unterreflektiert ist, und das, obwohl bereits Martin Luther die heilende und heilsame Wirkung der Musik verschiedentlich betont hat. Eine „therapeutisch“

ausgerichtete kirchenmusikalische Praxis sollte stärker als bisher auf die psychischen Wirkungen der Musik achten. Dann nämlich (und zwar nur dann) kann sie wirklich „Lebenshilfe“ (Rolf Schweizer) sein und so ihr positives Potential ganz entfalten. Nur dann vermag sie „Unsichtbares und Unaussprechliches anklingen zu lassen, Staunen auszulösen, dem ‚Unerhörten‘ Raum zu geben, Wahrnehmung über das Alltägliche hinaus zu vertiefen und Sensibilität zu wecken für das, was das Leben trägt.“⁵⁴ [...] Kirchenmusik wird auf diese Weise zu einem Dienst an seinem Mitmenschen – zu einem Akt der Diakonie.

Stephan A. Reinke

- 53 Schweizer, Rolf: Ritual und Aufbruch. Kirchenmusik zwischen pädagogischem Handeln und künstlerischem Anspruch, München 1996, 44.
- 54 Klessmann, Michael: Kirchenmusik als Seelsorge, in: Kirchenmusik als religiöse Praxis. Praktisch-theologisches Handbuch zur Kirchenmusik, hg. von Gotthard Fermoer und Harald Schoeter-Wittke, Leipzig 2005, 230–234, 232.

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 43 30

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Pfarrer Matthias Schärr;
Geschäftsstelle: Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Sitz: Reinhold-Frank-Straße 35, 76133 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Perfect Page; Titelbild: Myrtille MLB, Fotolia.com. Zu guter Letzt: Stephan A. Reinke, Plädoyer für eine (zeitgemäße) Kirchenmusikästhetik im 21. Jahrhundert, in: Zeitschrift der Liturgischen Konferenz für Gottesdienst, Musik und Kunst 3/2011: „Musik ist die beste Gottesgabe“, Hannover 2011, mit freundlicher Genehmigung des Autors

Auflage: 2 110 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30,
76307 Karlsbad-Langensteinbach